1

W. J. Cooper
Stanford Univer.
Jan 1910

Über Goethe's

„Torquato Tasso".

Eine Charakterstudie

mit Andeutungen für die Bühnenaufführung

von

Heinrich Grans,

ehemaliges Mitglied der Weimar'schen Hofbühne und Oberregisseur des Leipziger Stadttheaters, Inhaber mehrerer Orden und Meister und Ehrenmitglied des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.

Leipzig.

Verlag von J. H. Webel.

1882.

PT
G-7

Seinen lieben Freunden in P.

widmet diese Blätter

dankbar

der Verfasser.

Über Goethe's „Torquato Tasso".

Man hat, vielleicht nicht mit Unrecht, den beiden Dramen Goethe's, die sich nach Stoff und Behandlung am meisten der Tragödie der Alten nähern, dem „Tasso" und der „Iphigenie", den Vorwurf gemacht, daß die äußere Handlung der Stücke nicht bedeutend genug sei. Dieser Vorwurf, wenn er einer ist, trifft den „Tasso" in noch höherem Grade als die „Iphigenie"; allein er verschwindet vollkommen, gegenüber der reichen, sich in der Innerlichkeit der auftretenden Persönlichkeiten vollziehenden Handlung, der Fülle geistigen Lebens und Wirkens, der hohen Vollendung der Form, dem Reichtum an weisheitsvollen, auf tiefes Studium des menschlichen Herzens gegründeten Aussprüchen, dem Adel und der Erhabenheit der Sprache, und jener feinen Charakterzeichnung, die mit dem „Tasso" auch die „Iphigenie" vor allen andern Werken auszeichnet. — Die licentia poëtica, die ich rückhaltlos als vollberechtigt anerkenne, (denn ein „dramatisches Gedicht" braucht nicht als streng historische Lektion zu gelten) hat Goethe im „Tasso" in vollem Maße in Anspruch genommen.

Der italische Dichter, 1544 geboren, vollendete sein Epos: Gerusalemma liberata (unter dem ersten Titel „Goffredö") im Jahre 1575, also im Alter von 31 Jahren. — Ereignisse, wie die im Schauspiel erwähnten: die hypochondrischen Einbildungen Tasso's, seine krankhafte Reizbarkeit, der Mordanfall mit blanker Waffe (der aber im Zimmer der Herzogin von Urbino, der Lucrezia des Gedichts stattfand), die Haft ꝛc. fallen erst in das Jahr 1577. Es zeigt dies, daß Goethe sich vom Zwang der Historie emanzipierte und wir dürfen uns seine Gestalten, unabhängig von dem geschichtlichen Bilde, nur nach seiner Dichtung formen.

Die Entwickelung des Haupt-Charakters ist auch die Aufgabe des Stückes: es wird in ihm eine großartige Dichternatur geschildert mit all' ihren Vorzügen und Eigenheiten, bis zu ihren Schwächen herab, und gezeigt, wie dieser leicht entzündliche, der Wirklichkeit und ihren Anforderungen in seinem idealen Bewußtsein abgewendete Geist sich zu den übrigen Personen im Drama verhält.

Dieses Verhältnis in Kürze zu betrachten, und die Beziehungen aufzusuchen, welche zwischen diesen, an sich so verschiedenen, und doch an ein und derselben geistigen Luft gewöhnten Menschen stattfinden, möge mir hier vorgönnt sein.

Tasso ist Edelmann an Geburt in Haltung und Gesinnung, allein außer einer hohen Dichtergabe, hat ihm das eigensinnige Glück wenig gewährt und die unverschuldete Armut der Eltern mußte um so bedrückender auf den Knaben einwirken, je lebhafter sein sinnlich-erregbares Gemüt von der Fülle und dem Glanze der Welt angezogen wurde. So verlebte er eine Jugend voll von Kummer und Entbehrungen; seine Muse fand nur zu düsteren Klageliedern Stoff und

schmerzlich blickte er in die Welt, die ihm so wenig der Freuden und des Glückes bot. —

Da war es Alphons von Este, „der aus dem engen „Leben zu einer schönen Freiheit ihn erhob und jede Sorge „ihm vom Haupte nahm, ihm Freiheit gab, daß seine Seele „sich zu mutigem Gesang entfalten konnte“. —

Ein wahrhaft fürstlicher Mäcen, hält Alphons jede rauhe Berührung des äußeren Lebens von dem Dichter fern, damit er freudig und ungeteilt dem Genius und seiner hochbegeisterten Muse folgen könne. Und wenn er ausruht vom angestrengten Schaffen, so öffnet sich ihm der schönste Kreis gebildeter Männer und edler Frauen, die anerkennend und liebevoll dem begabten Dichter entgegenkommen und seinem rastlosen Geiste immer neuen Stoff, neue Anregung geben: Alles fordert Tasso auf zu fröhlicher Thätigkeit, zu heiterm Genuß. Aber seine, ganz in die Welt der ewigen Ideale versenkte Natur, ist der Realität, wie dem Genuß des Lebens fremd. Er vermag nicht, sich diesen angenehmen Einwirkungen ganz und ungestört hinzugeben; er findet selbst in jener, den Idealismus und das Leben so anmutig versöhnenden Umgebung, keine Befriedigung. Wie er das Leben mißversteht, so widerstrebt er dem Glück, das so voll und reich sich ihm darbietet und der an seiner zarten Innerlichkeit tief empfundene Konflikt verwirrt und verstimmt ihn. —

Mit Vorliebe träumt und sehnt er jene goldene Zeit zurück, wo ein uralter Baum auf blumig-bunter Wiese, das fröhliche Volk der Schnitter unter seinen schattigen Ästen versammelte, wo junges Gebüsch die zarten Zweige um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang, wo eine Nymphe noch

in jedem Fluß, eine Dryas in jedem Baum, wo alles Lebende zum Menschen fröhlich sprach:

„Erlaubt ist, was gefällt.“ —

So hat denn für den Begeisterten das Ideale den Werth der Realität. Wenn aber sein Blick aus diesem Reich der Träume in die Welt der Menschen zurückschweift, wo nur „erlaubt ist, was sich ziemt“, so kommt sich Tasso der einengenden Schranke gegenüber, wie ein Fremdling vor. — Die Regeln, die feste Ordnung und die Sitte thut der Freiheit seines unbeschränkten Denkens und Empfindens Gewalt an und rauh stößt ihn die Wirklichkeit zurück. — Immer auf's neue wendet er den Blick nach Innen, „als wäre ganz die Welt in seinem Busen und Alles ringsumher verschwindet ihm. Dann wieder bricht er plötzlich heftig aus; er fordert das Unmögliche von sich, er will die Enden aller Dinge zusammenfassen, — es gelingt ihm nicht, und nichts gebessert, sinkt er wieder in sich zurück.“ — So schildert ihn Antonio, etwas streng zwar, doch nicht ohne Wahrheit.

Je mehr nun aber Tasso unter diesem Konflikt an Idealität und Wirklichkeit leidet, desto mehr wendet er sich von den Menschen ab, desto mehr wird ihm die Versöhnung mit dem Leben zur Unmöglichkeit und Mißtrauen drängt sich in sein Herz, das sonst so warm dem Guten, Schönen und Wahren entgegen schlägt. Die geringste Kleinigkeit, ein Diener, der ihn verläßt, ein verirrter Brief, läßt ihn Verrat, Verschwörung ahnen, und fieberhaft erregt, sieht er Gefahren und Schrecknisse, wo deren am wenigsten zu suchen sind. Ihm selbst aber fehlt das rechte Maß, welches nur der

Umgang mit Menschen lehrt; bald flammt er auf in heftigem Beginnen und strebt nach Unerreichbaren, öfters aber wandelt ihn kleinmütige Verzagtheit an.

So malt sich immer trüber, immer düsterer in seinem Kopfe die Welt. Hinter der unbefangensten Äußerung sucht er Tücke und Hinterlist, er zweifelt sogar einen Augenblick an dem, was ihm früher hoch und heilig galt, an der Prinzessin, an Leonorens Redlichkeit, und in jähem Wechsel zerwühlen gewaltige Leidenschaften sein Inneres. —

Ihm steht Alphons gegenüber, ein edler Mensch und trefflicher Fürst, der, weil er nur das Gute will und befehlend überzeugt, stets des freudigsten Gehorsams seiner Diener gewiß ist. Gleich groß als Staatsmann, wie als Krieger, hegt er dennoch lebhaften Sinn für Kunst und Poësie und pflegt dieselben an seinem Hofe. Tasso erfreut sich seiner besonderen Neigung. Der Fürst beschenkt ihn nicht nur mit äußeren Ehren und Gütern, er trägt auch mild und nachsichtig die Schwächen des Dichters, sucht ihn liebevoll von seinem krankhaften Wahn zu heilen und durch den Umgang mit Menschen zur rechten Erkenntnis der Welt und seiner selbst zu bringen. Er nimmt den regsten Anteil an Tasso's Werken und harrt geduldig, bis dieser seine vielfachen Zweifel und Bedenken überwunden und ihm die Arbeit übergiebt.

Tasso liebt und verehrt den Fürsten und nimmt ihn zum Vorbild für die Helden seiner Dichtungen. Allein die hohe Bewunderung und tiefe Verehrung, die er ihm zollt, verhindert doch nicht, daß der finstere Dämon seines Zweifels auch gegen diesen sich wende. Als ihn Alphons für sein Vergehen mit milder Gefangenschaft bestraft, da braust in ihm sogleich die Leidenschaft auf, vergessen sind alle Wohl-

thaten, die er empfangen, vergessen die huld- und liebevollen Worte, mit denen Jener die notwendige Bestrafung zu mildern sucht, vergessen sein eigenes Vergehen; er sieht nur seine Ehre gekränkt, wähnt sich wie ein Schulknabe behandelt; die Strafe erscheint ihm von blinder Willkür diktiert und heftig grollt er dem Fürsten, der ihn auf schmalem Pfad verloren stehen läßt. — Er beschließt, dem verhaßten Orte zu entfliehen und als ihn Alphons freundlich-dringend zum Bleiben zu bewegen sucht, da hält er diese Güte für unerträglichen Zwang; und wieder, als der Fürst seinem stürmischen Verlangen nachgiebt, da wähnt er sich verstoßen und kalt zurückgesetzt, ja, seine Thorheit verblendet ihn dermaßen, daß er im Fürsten das Haupt einer Verschwörung sieht, die ihm sein Werk, seinen Namen, und selbst die Kraft zu neuer Thätigkeit rauben will. —

Alphons dagegen benimmt sich groß und edel bis zu jenem Moment, wo Tasso, hingerissen von seiner wilden Glut, die Schranken durchbricht, die ihn für immer von der Familie des Fürsten trennen sollen.

Eleonore von Este, die Schwester des Fürsten, ist es, durch welche seine Leidenschaft so übermächtig entflammt wird. — Die Prinzessin ist der Mittelpunkt für Tasso, um den sich ihm Alles aggregiert, die Liebe zu ihr, der seine Seele ausfüllende Gedanke, der Schlüssel seines ganzen Wesens. — Ihrer zarten Gesundheit wegen hat die Prinzessin sich von Jugend auf fern halten müssen von den rauschenden Vergnügungen des Hofes; dafür aber hat sie ihr reiches Innere durch eine ausgezeichnete Bildung zur schönsten Blüte entfaltet. Sie fühlt wahr und tief und ist empfänglich für alles Edle und Große.

Als nach langer, schwerer Krankheit der Schleier sich allmählich wieder hebt, der ihr den Anblick der Welt entzog, und sie zum ersten Mal, gestützt auf ihre Frauen, das Krankenzimmer verläßt, wird ihr Tasso entgegengeführt. Da hofft sie viel für sich und ihn, und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. —

Der junge, ideale Dichter erfüllt ihr warmes Herz bald gänzlich: Wenn sich der Schlaf auf ihre Augen senkt, steht ihr sein schön verklärtes Traumbild vor der Seele und wenn die Sonne den jungen Tag heraufführt, sucht ihn ihr erster Blick im Garten, im Schatten der Orangen. Zärtlich ist sie um Tasso bekümmert: sie nimmt alle kleinen Sorgen auf sich, sucht Streit zu verhüten, den Antonio ihm zum Freunde zu gewinnen und nimmt an seinen Dichtungen den lebhaftesten Anteil; sie spricht ihm Mut zu, ermuntert ihn zum Selbstvertrauen und ist beglückt, ihn glücklich und in ihrer Nähe zu wissen. Jede weitere Annäherung verhindert jedoch ihr feines Gefühl für das Schickliche, ihr zarter, weiblicher Takt:

„Nicht weiter, Tasso! — Viele Dinge sind's,
„Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
„Doch andre können nur durch Mäßigung
„Und durch Entbehren unser eigen werden.
„So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
„Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!“ —

Tasso liebt die Prinzessin mit allem Feuer seines heißen Herzens; und er liebt in ihr nicht nur die Person, er verehrt in Leonore das höchste weibliche Ideal, das Urbild jeder Tugend, alles Schönen. Bisher zu versteckten Huldigungen gezwungen, jauchzt seine Seele, als er Erwiederung

seiner Liebe zu finden glaubt. In seinen Poësien lebt nur die Eine: Bald hebt er sie in lichter Glorie zum Sternenhimmel empor, sich verehrend, anbetend vor dem Bilde beugend; bald folgt er ihr durch stille Auen nach, und jede Blume windet er ihr zum Kranz. Für die Heldinnen und edlen Frauen seines Epos ist sie ihm höchstes Vorbild. — Ihr weiht er sein ganzes Thun und Dichten.

Wie er aber in seiner glühenden Neigung die reinste Seligkeit, das höchste Entzücken findet, so vernichtet sie wiederum sein ganzes Selbst. Als sein, in's Schwanken gebrachter Geist auch an ihr zweifelt, da verwirren sich seine Sinne und Gedanken und wie der verzweifelnde Schrei eines Ertrinkenden, entringt sich seiner gequälten Brust erschütternd immer wieder das Wort:

„Auch Sie! auch Sie!“ —

Doch schnell verscheucht ihr Anblick jeden Zweifel und reißt ihn hin zu jener höchsten Unbesonnenheit, die das weitere Zusammenleben mit der Prinzessin zur Unmöglichkeit, seine Entfernung vom Hofe notwendig machte. — Allein zurückgeblieben, klagt er in heftigem Ausbruch wieder sie an und lästerliche Worte spricht sein Mund. Nach und nach jedoch wird es ihm klarer, daß er durch eigene Schuld sich ein Paradies verscherzt. Nur noch einmal möchte er sie sehen, knieend ihre Verzeihung erflehen, umsonst, sie ist fort, verloren für ihn auf immer. —

Wenn sich das excentrische Benehmen Tasso's dem Fürsten gegenüber zwar erklären, doch kaum entschuldigen läßt, so liegt indeß wohl ein Teil der Schuld an dem Zwiste, der sich zwischen Tasso und Antonio entspinnt, entschieden auf Seite des Letzteren.

In Antonio tritt dem jugendlich erregbaren Dichter ein kräftiger, besonnener Mann von Weltbildung entgegen, der mit klaren, ungetrübten Blicken die Dinge anschaut, wie sie sind. Er ist der Vertreter jener nüchternen Menge, die jeden Ikarusflug als eine Ungeheuerlichkeit verdammen und für den Herabgestürzten nichts als hausbackene, sogenannte gute Lehren haben. Freilich, er hat nie die Sterne begehrt, wie könnte ihm das einfallen? Er begnügt sich gern, von ferne sich ihrer Pracht zu freuen. — Der Staat und sein Gedeihen gilt ihm das höchste und von diesem Standpunkt aus übersieht und schätzt er Alles um sich her. — Er ist seinem Herrn ein treuer Diener und steht hoch in dessen Gunst. Er ist ein sorgsamer Freund für Jeden, dem er sich einmal als solchen erklärt, wirkt für ihn, wie für sich selbst und seine reiche Lebenserfahrung kommt ihm trefflich dabei zu statten.

So ist er, zugleich ein vollkommener Hofmann, das Gegenteil des leidenschaftlichen, schwärmerischen Dichters.

„Sieh' das Äußere nur von Beiden an,
„Das Angesicht, den Ton, den Blick, den Tritt!
„Es widerstrebt sich Alles;
„Zwei Männer sind's, — — — —
„Die darum Feinde sind, weil die Natur
„Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte! —

Antonio kehrt von einer politischen Mission in Rom, die er mit Mühe und Anstrengung für seinen Fürsten glücklich vollbrachte, an den Hof zurück, und als er nun, mit Recht stolz und freudig, vor ihn hintritt und reichen Dank und Beifall erhofft, da fällt sein erster Blick auf den bekränzten Tasso, bekränzt mit dem Lorbeer, dem Ruhmeskranz, und

gefeiert für ein Werk, welches nach Antonio's Meinung die hohe Auszeichnung kaum verdiente. —

„Kränze giebt es von sehr verschiedener Art; sie lassen „sich oft im Spazierengehen bequem erreichen.“ —

Die Eitelkeit des Staatsmanns dem Dichter gegenüber, ist empfindlich verletzt und mit herbem, fast feindseligem Wort, tritt er dem jungen Mann entgegen, indem er ihm, wie seinen hohen Gönnern, zeigt, daß Tasso überschätzt werde. —

Die Gegenwart des Fürsten verhindert einen ernsteren Zwist. Der erste Groll ist noch nicht aus Antonio's Herzen entwichen, da kommt Tasso zu ihm und bietet ihm in fast überschwänglicher Weise seine Freundschaft an. Das erscheint dem vorsichtigen, bedächtigen Antonio lächerlich, und ironisch zeigt er dem Feurigen gegenüber die kalte Besonnenheit des gereiften Mannes und treibt ihn durch verletzende Schärfe und fast mutwilligen Sarkasmus zu Thorheiten und Unschicklichkeiten, und Tasso, der gekommen war, seine Freundschaft zu erwerben, scheidet von ihm als bitterster Feind.

Antonio ist indeß nicht unversöhnlich. Kaum hat der Dichter ihn verlassen, und der Fürst ihn über den Streit befragt, da reut ihn schon, was er gethan und schnell ist er bereit, sein Unrecht wieder gut zu machen. —

Von nun an ist er Tasso's Freund, und mit Rat und That unterstützt der erfahrene Mann mild und versöhnlich den kranken Jüngling. Er warnt den Unbesonnenen vor Übereilung, er stellt ihm vor, daß nur Ferrara's Hof der Boden sei, auf dem er gedeihen könne, und da er ihm den Plan, nach Rom zu gehen, auf keine Weise ausreden kann, so sucht er selbst beim Fürsten um die Erlaubnis dazu nach

und entschuldigt Tasso, so gut es geht. Als dieser aber, sein helles Dichterauge von unseliger Leidenschaft geblendet, zuletzt durch eigenes Verschulden sein Glück von sich gestoßen hat, und nun in verzehrender Qual allein zurückbleibt, zerschmettert und verzweifelnd, da bleibt ihm Antonio zur Seite und Tasso sucht nun Schutz an seiner starken Brust:

„So klammert sich der Schiffer endlich noch
„Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte!“ —

Durch eigene Schuld hat Tasso das Haus vernichtet, in welchem er glücklich wohnen konnte, da er es denen, die es so wohlwollend mit ihm meinten, zur Unmöglichkeit machte, ferner mit ihm zu leben. Denn auch der reichbegabteste Geist und der edelste Mensch kann kein Glück für sich gewinnen, für den Nächsten keinen Segen schaffen, wenn seine Schritte nicht vernünftige Besonnenheit lenkt.

Tasso ist die Illustration des unheilvollen Irrtums, daß der Genius, der Adel des Geistes, kühn die Schranken der realen Welt durchbrechen darf. Er lernt seinen Irrtum kennen durch die Prinzessin, durch den Fürsten und Antonio, die, Jeder nach eigener Weise und von verschiedenen Punkten aus, seine Illusion zertrümmern.

Das reizende Gedicht von Goethe „Trost in Thränen“ („Wie kommt's, daß Du so traurig bist“ ꝛc.) kam mir stets wie ein Tasso im Kleinen vor, der Karton eines Malers zu seinem großen Wandgemälde. —

Mit Antonio vertritt gewissermaßen Leonore von Sanvitale die prosaische Lebensstellung. Voll Feinheit, Schlauheit und Grazie, ist sie dem Antonio in der Kunst

der Diplomatie eine ebenbürtige Gegnerin, ja, man möchte in beiden auf diesem Felde eine gewisse Gleichheit, um nicht zu sagen, Verwandtschaft, sehen. Leonore liebt Tasso; das heißt, sie fühlt sich geschmeichelt in dem Gedanken, neben dem Gemahl und Sohn und allen Gütern, die das Leben schmücken, sich auch in der Seele, in den Werken des Dichters verherrlicht zu wissen. Sie glaubt sich von ihm wieder geliebt, da sie eitel genug ist, jene Lieder, die von Zeit zu Zeit an den Bäumen des Parks angeheftet gefunden wurden, und an „Leonore" gerichtet waren, auf sich zu beziehen. Sie ist voll Eifer und Sorge für Tasso, doch hat diese Sorge etwas Mütterliches, Egoistisches, und so kommt es, daß er sich nicht von ihr sympathisch berührt fühlt.

„So liebenswürdig sie erscheinen kann,
„Ich weiß nicht, wie es ist, konnt' ich nur selten
„Mit ihr ganz offen sein, und wenn sie auch
„Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
„So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt." —

Vielleicht hat keine der Goethe'schen Dichtungen, in Betreff ihrer Tendenz, so zahlreiche Gegner gefunden, wie „Torquato Tasso", und diese gehen so weit, ihr jede Berechtigung für die Bühnenaufführung abzusprechen. In den Reihen derselben stand in jüngster Zeit obenan der im vorigen Jahre verstorbene Leiter einer ersten Hofbühne, der selbst Dichter. — Allerdings will die böse Welt diese Abneigung dadurch motivieren, daß sich der große Herr einst in ähnlicher Situation wie Tasso befunden haben soll und noch dazu einer Königin gegenüber. — Daß Goethe selbst

den „Tasso“ zu seinen besten Schöpfungen zählte, ist bekannt. „Hätte ich sie früher kennen gelernt“ äußerte er beim Anblick der schönen Gräfinnen Egloffstein, „ich würde einen zweiten Tasso geschrieben haben“. — —“

Um noch speziell einige Worte über die Darstellung des Tasso zu sagen, so erfordert dieselbe den edelsten, feinsten Konversationston, durch den wir uns heimisch fühlen sollen in dem idealen Kreise, in welchen uns das Werk versetzt und worin wir keinen durchaus pathetischen Vortrag vernehmen dürfen, der die Illusion einer idealen, feinen Gesellschaft vernichten würde. — In dieser Hinsicht ist eine der schwierigsten Scenen des Gedichtes, die „Antonio's“ mit der „Gräfin Sanvitale“. (Akt III., Scene IV.) Hier muß die geistreichste Konversation, der vornehmste Salonton zum Ausdruck gebracht werden. — Antonio, der Staatsmann, voll weltmännischer Galanterie, die Gräfin voll Anmut und Grazie, und Beide gleich stark in diplomatischer Feinheit.

Der größte Feind eines echten Konversationstons aber wird stets die Schwere der Zunge bleiben, welche uns immer noch die Arbeit und Anstrengung zeigt, welche für das Ohr überwunden werden muß. Nur durch die Leichtigkeit, mit welcher alle einzelnen Elemente der Sprache behandelt werden, ist es möglich, dem Zuschauer, resp. Zuhörer, das Gefühl aufzudringen, daß er die Sprache des Lebens hört und nirgends an den Akt des Sprechens und seine mechanische Thätigkeit erinnert wird. In allen Rollen der Goethe'schen Dichtung müssen sich daher die Momente der Deutlichkeit und sinnlichen Klarheit einerseits, und die Leichtigkeit in der Behandlung der Rede andererseits, das Gleichgewicht halten.

Durch dieses allein ist es möglich, daß eiu idealer Hauch über das Ganze der Rede ausgebreitet wird und daß unser Verstand im Vernehmen des klaren Sinnes der Rede ebenso befriedigt, wie unser künstlerisches Gefühl durch das leichte Dahingleiten der Rede anmutig berührt wird. Es gehört daher ein äußerst feiner künstlerischer Takt dazu, in jedem konkreten Falle zu entscheiden, ob der Konversationston da an seiner richtigen Stelle ist, oder nicht ist. Die falsche, unkünstlerische Anwendung des Konversationstons kann die Situation, wie die ganze Rede, nicht minder um all' ihre Wahrheit bringen, als umgekehrt die mißverstandene, unkünstlerische Anwendung des Pathos, dort, wo es nicht hingehört und nicht an seiner richtigen Stelle ist. —

Unter allen Rollen im klassischen Genre, welche ich während meiner langen dramatischen Laufbahn darzustellen Gelegenheit hatte, ist mir keine so lieb geworden, keine vielleicht so in Fleisch und Blut übergegangen, wie Goethe's „Tasso“, und der stets gleichmäßige Beifall, welcher mir in dieser Darstellung von Publikum und Kritik, sowohl in Weimar selbst, als auch in Prag, Halle, Leipzig, Berlin &c. zu Teil ward, sowie die äußeren Ehren und Anerkennung, gewährten mir den schönsten, künstlerischen Lohn. — Verdanke ich doch dem „Tasso“ die Dekoration „artibus et litteris“, welche Se. Majestät König Oskar von Schweden, bekanntlich selbst Dichter und Übersetzer des „Tasso“, mir zu verleihen die Gnade hatte. Carl Gutzkow, der als General-Sekretär der Schillerstiftung kurze Zeit in Weimar domizilierte, sprach mir nach einer Darstellung aus, daß er nie geglaubt habe, in dem „dramatischen Gedicht“ so viel

spannende Handlung und Charakteristik zu finden, und erfreute mich wahrhaft durch die nachstehenden Verse, welche mein Album zieren:

„Dein „Hamlet", wie aus Shakespeare's Geist geboren,
„Dein „Tasso", wie geweiht von Goethe's Hand,
„Sind jedem Herzen ewig unverloren,
„Das einmal ihres Zaubers Macht empfand." —

Wenn ich hier, in vielleicht eiteler Weise, von meinen Erfolgen spreche, so kann ich das jetzt wohl, da mich die Zeit auf eine Stufe stellte, wo ich der Darstellung des „Tasso" entsagen muß. Ich verbinde damit zugleich den Zweck, oder besser den Wunsch, den ersten Liebhabern unserer Bühne die Partie von einer Seite zu zeigen, die sie der beliebten „deklamatorischen" Manier entkleidet und dankbarer erscheinen läßt. Merkwürdiger Weise besitzt das deutsche Theater kaum zwei oder drei Darsteller des „Tasso", und als einst in Weimar das Stück zu einer Festvorstellung gegeben werden sollte, mußte ich meinen bereits angetretenen kontraktlichen Urlaub unterbrechen und aus weiter Ferne — Venedig — zurückkehren, da die einzigen damaligen Tasso-Spieler: Emil Devrient, Herrmann Hendrichs und Alexander Liebe verhindert waren, die Partie, trotz „allerhöchster Einladung" zu übernehmen und andere Darsteller für diese Rolle gab es damals nicht. —

Von hohem Interesse war es mir, in Weimar selbst ein Urteil über meine Darstellung des „Tasso" von Personen zu hören, welche noch in den schönen Erinnerungen der Goethe'schen Theaterleitung lebten und Pius Alexander Wolf als „Tasso" gesehen und bewundert hatten. —

Aus dem Munde der Fräuleins Natalie und Marie von Herder, — die Enkelinnen des Dichters, — des alten Hofschauspielers Eduard Genast, des Barons A. von Maltitz und des Raths Carl Sondershausen, — der Letzte aus Alt-Weimar, — hatte für mich daher eine Anerkennung dieser Leistung eine doppelte Bedeutung.

Meine Auffassung des „Tasso“ wich von der auf den deutschen Bühnen beliebten wesentlich ab. Meine Neigung, alle mir gewordenen dramatischen Aufgaben zu idealisiren, eine Neigung, welche in der Weimar'schen Tradition wurzelt — Laube nennt es die „Weimar'sche Schule“ —, hatte ich den Mut, in dieser Rolle so viel als möglich zu vermeiden; dagegen aber dem Bilde individuelle Züge zu verleihen, welche vielleicht durch den dichterischen Charakter nicht genugsam gerechtfertigt waren, allein ich suchte auf diese Weise, sowie durch strenge Vermeidung jeder Deklamation, den Mangel an Handlung, welcher, wie bereits erwähnt, der Dichtung anhaftet, zu vermeiden. —

Um die tragischen Konflikte wirksam zu gestalten, ist es nötig, der Rolle von Anfang an eine erotische Färbung zu geben; sie darf nicht die pagenhafte Verliebtheit eines Cherubin, sie muß das Gefühl eines, seiner Kraft und seines Genius sich bewußten Geistes sein, der sich in Augenblicken der Ermutigung fähig fühlt, die höchsten Ziele zu erringen, aber freilich eben so leicht auch wieder dem Zweifel anheimfällt. —

Auch in der äußeren Erscheinung entsprach ich nicht dem Bilde, welches der Dichter entworfen, sondern erschien nach den besten, bekanntesten Porträts mit leichtem Vollbart,

in historischem Kostüme; wodurch freilich der Goethe'sche „knabenhafte" Tasso wenig zur Anschauung gebracht wurde, allein das Publikum erhielt dadurch sogleich ein bestimmtes und bekanntes Bild. —

Ich gebe zu, daß die meisten Tasso-Darsteller es bequem finden mögen, den Günstling der Frauen als einen bartlosen Jüngling zu spielen, der mit übertriebenem Pathos dargestellt, durch körperliche Vorzüge unterstützt, zum veritablen „Schmachtlappen" wird, wie sich die Kunstsprache ausdrückt. Die Wirkung dieser Auffassung ist bei einem großen Teil des Publikums nicht zu verkennen, aber die Dichtung selbst protestiert entschieden gegen diese Gestaltung. Tasso hatte, wie ja die vielfachen Hinweise im Text des Schauspiels betonen, zu jener Zeit schon den „Rinaldo" und später das Schäferspiel „Aminta" geschrieben und bedeutenden Erfolg errungen. Das ist kein Knabe mehr; die geistige Arbeit hat seinen Zügen bereits die kindliche Weichheit genommen, dem Kinn ist schon der Bart entsprossen. — Auch bin ich der Meinung, daß „Tasso" von Antonio nur „knabenhaft" genannt wird auf den Widerspruch seines knabenhaften Wesens mit seinem sonstigen Rufe. Sagt doch Antonio bei einer andern Gelegenheit von ihm: (Akt III., Scene IV.): „Dem so schön vergönnt ist, den Knaben noch als Mann zu spielen". —

Tasso hat auf den ersten Blick eine gewisse Ähnlichkeit mit „Hamlet". Das träumerische, reflektierende Wesen, der Mangel an Energie des melancholischen Dänenprinzen, dem auch die Kraft, der Mut der That fehlt, findet ein Spiegelbild im „Tasso", und wie jener in seiner Leidenschaftlichkeit und Unbesonnenheit auf „Polonius", zückt dieser das Schwert

auf „Antonio“, und nur der Dazwischenkunft des Fürsten hatte er es zu danken, daß Antonio nicht als Leiche zu seinen Füßen lag. —

Das grillenhafte, selbstquälerische Wesen des „Tasso“, bot mir, dem Darsteller, den besten Anhalt für die Charakteristik, die reflektierende Zergliederung; ja, ich ging so weit, — allerdings nicht immer mit voller Zustimmung der Alt-Weimaraner, welche den Tasso nur deklamiert wünschten, — realistische Färbungen anzubringen und durch ein zerstreutes, wirres Wesen, z. B. im fünften Akt, vierte Scene, mit der Prinzessin:

„Du warnest recht; ich hab' es schon bedacht“ ꝛc.

eine Andeutung des künftigen Wahnsinns leise durchschimmern zu lassen. Die Rede bietet namentlich in den Worten:

„Die Kinder laufen nebenher und schauen das wilde Haar,
den düstern Fremdling an,“

dazu wohl Anhaltepunkte. —

Auf diese Weise suchte ich das Publikum doppelt zu fesseln und den Mangel an Handlung vergessen zu machen. Ich hatte sogar die Freude, eine bedeutende Persönlichkeit, Schulrat Laukhardt in Weimar, durch eine neue Auslegung mancher Stellen zu überraschen. Dahin gehört namentlich die Rede zur Prinzessin (Akt V., Scene IV.):

„So willst Du mich nicht ganz und gar verstoßen?
„O süßes Wort, o schöner teurer Trost!“ —

welche von den Tasso-Darstellern mit Schwung und Feuer vollkommen aufrichtig gesprochen wird, während ich sie mit Bitterkeit und leichter Ironie wiedergab.

Die Klippe der Tasso-Darstellung bleibt immer der große Schlußmonolog des vierten Aktes:

„Ja gehe nur und gehe sicher weg" 2c.

mit dem so reich zu variierenden:

„Auch sie! Auch sie!"

Dasselbe gilt von der letzten Scene mit Antonio, (Akt V., Scene V.), die von hoher, dramatischer Wirkung ist, wenn sie nicht in Raserei, sondern mit dem Ausdruck einer verzweiflungsvollen Resignation zur Anschauung gebracht wird.

Unter den Aufführungen des „Tasso", denen ich beigewohnt, werden mir zwei in dauernder Erinnerung leben. Die eine, am Hoftheater zu Dresden, zeichnete sich durch eine wahrhaft künstlerische, fast virtuosenhafte Vertretung der Hauptrollen in glänzendster Weise aus: Prinzessin — Frau Bayer-Bürk, Tasso — Emil Devrient, Antonio — Bogumil Davison; — die andere, am Hoftheater zu Meiningen, resp. Liebenstein, — der Sommeraufenthalt des Hofes. — Der kunstsinnige Erbprinz, jetzt Herzog Georg, sieht hier hervorragende Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft als seine Gäste. Unter diesen befand sich auch Carl Frenzel, der wohlbekannte und hochverdiente Kunstkritiker und Schriftsteller, dem man eine Aufführung des „Tasso" zu bieten wünschte, deren Zweck hauptsächlich sein sollte, eine der bedeutendsten Vetreterinnen der „Prinzessin", Fräulein Ellen Franz, in dieser Rolle vor ihrem Scheiden von der Bühne kennen zu lernen. —

Es fehlte wieder an einem Tasso, — und so erhielt ich denn die schmeichelhafte Einladung, von Leipzig aus

nach Liebenstein zu kommen, eine Einladung, die ich gern acceptierte.

Da wir uns bereits im Anfang des September (1873) befanden, so war das Bad schon sehr entvölkert und fand demnach die Vorstellung buchstäblich nur für den Hof und dessen Gäste, sowie einige Touristen statt. — Der kleine, enge Bühnenraum, die Nähe der Zuschauer, war für mich, der am Abend vorher noch in „Wallensteins Lager" die große Leipziger Bühne betreten, im ersten Akt wahrhaft drückend, dann aber verschwand dies Gefühl und eine brillante Vorstellung entwickelte sich nach jeder Richtung. —

Fräulein Ellen Franz, mit der ich bereits in Weimar zusammen im „Tasso" gewirkt und so Gelegenheit hatte, sie zu bewundern, stellte die „Prinzessin" vielleicht nie so fein, so wahr und bezaubernd dar, als an diesem Abend. Es war eine hochpoetische Lichtgestalt, die bereits einer anderen Sphäre angehörte. Noch heute tönen mir, wie Musik, im Ohr die Worte:

„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
„Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen." —

Fräulein Ellen Franz hat bald nachher den falschen Hermelin der Bühne mit dem echten Hermelin der Fürstin vertauscht: sie ist die Gemahlin des Herzogs von Meiningen geworden, aber ich bin überzeugt, sie ist zu sehr Künstlerin gewesen, um nicht zuweilen zurückzudenken an jene nicht minder glanzvollen Tage. —

Den „Antonio" gab damals der leider jetzt ganz erblindete Weilenbeck. Die Auffassung der Rolle war fest

und schneidig, sein Ton durchweg voll kalter Weltklugheit und ätzendem Sarkasmus. Der Hofmann kam indeß wenig zum Vorschein.

Einige Wochen später gab ich auf Einladung der „Goethe-Stiftung“ nach einer achtjährigen Abwesenheit wieder in Weimar den „Tasso“. — Der so wahrhaft herzliche, mir unvergeßliche Empfang, der mir von Seiten des großherzoglichen Hofes und des Publikums an diesem Ehrenabend zu Teil geworden, zeigte mir, daß ich nicht umsonst fünfzehn Jahre an dieser Stätte gelebt und gewirkt habe. —

Von der früheren Besetzung waren nur die geniale Frau Hettstedt und Herr von Milde geblieben und unwillkürlich mußte ich mir, wie die Gräfin Orsina, in Lessings „Emilia Galotti“ sagen: „Der Ort ist es, aber, aber — —“ —

Mein früherer Chef, Franz Dingelstedt, unter dem ich so lange Jahre künstlerisch an dieser Stätte gewirkt, war inzwischen der Leiter der ersten deutschen Hofbühne geworden und nachdem auf sein Haupt unerschöpflich Ehren und Auszeichnungen aller Art gehäuft, starb er vor Kurzem in Wien an einer entsetzlichen, unheilbaren Krankheit, den gewissen Tod stündlich vor Augen und doch den Geist klar und thätig! — An ihm bewahrheiteten sich des Dichters Worte:

„Noch Keinen sah ich glücklich enden,
„Auf den mit immer vollen Händen
„Die Götter ihre Gaben streu'n!“ —

Requiescat in pace! — — —

In dieser Aufführung habe ich den „Tasso“ und wohl für immer zum letzten Mal gespielt und hege nur noch,

wie schon erwähnt, den Wunsch, daß diese flüchtigen Aufzeichnungen dazu beitragen möchten, strebsamen jungen Künstlern hier und da als Leitfaden zu dienen und ein wärmeres Interesse für die herrliche Goethe'sche Dichtung, speziell aber für die Darstellung des „Tasso", zu erwecken, die mir in meinem Künstlerleben so reiche Ehren und Beifall verschaffte.

Druck von Bockwitz & Webel in Leipzig.

Goethe und Maler Kolbe.

Eine kunsthistorische Skizze

von

Karl Theodor Gaedertz.

Bremen und **Leipzig.**
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
1889.

Seinem theuren Vater

THEODOR GÆDERTZ

Dr. beider Rechte,
erstem Oberbeamten des Stadt- und Landamtes in Lübeck,
Meister des Freien Deutschen Hochstiftes
in Goethes Vaterhaus zu Frankfurt a. M.,

zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum

in treuer Sohnesliebe

gewidmet.

Vorwort.

Zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums meines Vaters mit der Biographie des Künstlers und Kunstgelehrten, Professor Eduard d'Alton hervorzutreten, verhinderte mangelnde Musse. So bringe ich glückwünschend eine kleinere Arbeit dar aus dem Gebiete, welches mein Vater mit Vorliebe stets gepflegt hat und noch im hohen Alter pflegt; denn neben seinem Beruf als Jurist und Verwaltungsbeamter wirkte er mit an der Begründung und dem Gedeihen der deutschen Kunstvereine, förderte auch die Kunstwissenschaft durch mehrere Monographieen und Abhandlungen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Sophie von Sachsen hat die Gnade gehabt, für vorliegende kunsthistorische Skizze die Briefe Kolbes aus dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar durch Herrn Professor Dr. Suphan mir übermitteln zu lassen. Herrn Regierungs-Oberbuchhalter Schreiner

in Düsseldorf verdanke ich das sonstige Material, darunter drei Briefe Goethes, während der vierte Goethe-Brief aus dem Nachlass d'Altons herrührt.

Möge diese aus der Beschäftigung mit d'Alton erwachsene Studie über den Maler Heinrich Kolbe, dessen Leistungen kein Geringerer als Goethe reges Interesse entgegentrug, und dem unsere Konversationslexika einen Platz schulden, ihren Zweck einigermassen erfüllen!

Dr. Gaedertz.

Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.
Goethe, 28. August 1826.

Heinrich Christoph Kolbe, der Portrait- und Historienmaler, geboren den 2. April 1772 in Düsseldorf, entstammte einer Künstlerfamilie.

Schon als Knabe fand er sich durch inneren Trieb zur Kunst hingezogen und erlernte die Anfangsgründe auf der Akademie seiner Vaterstadt. Leider war diese Anstalt damals so schlecht als möglich. Die herrliche Kupferstichsammlung blieb den Schülern mit sieben Riegeln versperrt; nur die elendesten französischen Modellfiguren nach van Loo und Boucher wurden ihnen als Muster vorgelegt. Wie der Jüngling sich so weit durchgearbeitet hatte, um die berühmte Düsseldorfer Gemäldegalerie benutzen zu können, wanderte dieselbe, um sie vor den Kunsträubern jenseits des Rheins zu sichern, nach Glückstadt, von da nach München, und Kolbe bekam sie seitdem nicht wieder zu sehen. Ein Besuch der Münchener Sammlungen gehörte noch unter seine unerfüllten Wünsche.

Um jene Zeit entstand in Düsseldorf das durch Ausstellungen auf der Leipziger Messe auch in Norddeutschland bekannt gewordene mechanographische Institut, welches der spätere Direktor

der Münchener Akademie, von Langer, leitete, Böninger aber mit den erforderlichen Fonds versah. Man gewann den fleissigen Kolbe durch grosse Versprechungen für dasselbe. So verlor er unter zwecklosen mechanischen Anstrengungen seine Jugend und die schönste Zeit zu vorbereitenden Studien.

Doch sein Talent sollte trotzdem bald zum Durchbruch kommen. Es stellte nämlich die Verbindung der Weimarischen Kunstfreunde, Johann Wolfgang von Goethe an ihrer Spitze, im Jahre 1799 eine Preisaufgabe über das Thema der Scene am Ende des dritten Buches der Ilias, wo Aphrodite (Venus) dem Alexandros (Paris) die Helena zuführt. Heinrich Kolbe betheiligte sich an der Konkurrenz und hatte das wohlverdiente Glück, dass unter neun eingelaufenen Arbeiten ihm und Ferdinand Hartmann aus Stuttgart der Preis zu gleichen Theilen zugebilligt wurde.

Er ward davon durch folgendes Schreiben*) in Kenntniss gesetzt:

Künstler und Kunstfreunde benachrichtigt man hiemit vorläufig: dass unter den verschiedenen Kunstwerken, welche, zur Concurrenz um den im dritten Stück der Propyläen ausgesetzten Preis, eingegangen sind, die Arbeiten des Herrn Ferdinand

---

*) *Diktat, wie die übrigen hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Goethes, eigenhändig sind nur die Unterschriften und im dritten Stück die französischen Adressen.*

Hartmann aus Stuttgart und des Herrn Heinrich Kolbe aus Düsseldorf am verdienstlichsten befunden und deswegen jedem die Hälfte der ganzen als Preis ausgesetzten Summe von Dreyssig Ducaten zugesprochen worden. Alle eingegangenen Zeichnungen und Gemählde sollen nun baldigst an die Eigenthümer wieder zurückgesendet werden und im nächstfolgenden fünften Stück der Propyläen eine ausführliche Beurtheilung derselben erscheinen. Als Belege werden versprochenermassen in Kupfer gestochene Umrisse von den beyden gekrönten Zeichnungen beygefügt seyn.

Vorstehendes werden Sie, werthester Herr Kolbe, nächstens in den Zeitungen abgedruckt finden. Sie empfangen mit Gegenwärtigem 15 Ducaten, als die Hälfte des ganzen ausgesetzten Preises. Die Verfasser sowie die Herausgeber der Propyläen ersuchen Sie, diese geringe Summe in so fern zu schätzen, als sie, das Zeichen eines ganz unpartheiischen Beyfalls, zur Eröffnung eines näheren Verhältnisses wird, in das wir uns mit Ihnen zu setzen wünschen.

Das nächste Stück der Propyläen soll dasjenige enthalten, was man sich öffentlich zu sagen für berechtigt hält; Sie werden uns erlauben privatim alsdann so viel nachzubringen, als man einem Talent schuldig zu seyn glaubt, das man in seinen gegenwärtigen Arbeiten schätzt, dem man nun aber schwerere Pflichten, zu weiteren Vorschritten, aufzulegen gedenkt.

Der ich mich geneigtem Andenken empfehle und recht wohl zu leben wünsche. Weimar am 22. Sept. 1799.

J. W. v. Goethe.

Des dritten Bandes erstes Stück der Propyläen enthält eine Beurtheilung von Heinrich Kolbes grosser, getuschter Zeichnung, mit Weiss und Gelb aufgehöht. Es heisst u. a.: „In der fleissigen, kraftvollen Ausführung, im geistreichen, lebendigen Ausdruck der Gesichter, in verschiedenen Gliedern von eleganter Form, in zierlich gelegten Falten, besonders am Gewande der Helena, hat dieser Künstler einige Vorzüge über Herrn Hartmann. Die Helena gelang ihm besonders gut, sie ist schön und schlank, niedlich geputzt und wird noch reizender durch den süssen Ausdruck von Verlangen und Weilen, von Liebe und Schaam, der in ihrem Gesicht und Gebärde sehr glücklich dargestellt ist. Der Venus wäre ein höherer Character zu wünschen und dem Paris, welcher sonst zierlich, im Styl der antiken Vasengemählde, gezeichnet ist, eine significantere Stellung. Hätte Herr Kolbe noch überdem die beyden weiblichen Figuren etwas näher gegen den Paris hingerückt, so müsste ohne Zweifel die Anordnung seines Werks dadurch gewonnen haben. Das Ganze hätte mehr Zusammenhang, mehr Masse erhalten. Dem Zimmer möchte etwas abzubrechen seyn, damit die menschlichen Gestalten im Raume des Bildes grösser erschienen. . . . . Noch eine kleine Erinnerung haben wir

gegen die geraden Linien zu machen, welche Herr Kolbe in einigen Theilen seiner Zeichnung, z. B. in der Draperie, nicht sorgfältig genug vermieden und dadurch der Grazie Abbruch gethan hat. Seine Beleuchtung ist kräftig, er sucht grosse, energische Schattenparthien anzubringen, und unterbricht die Einförmigkeit derselben mit sanften Wiederscheinen. Indessen ist Licht und Schatten nicht ganz so zweckmässig gedacht wie in Herrn Hartmanns Zeichnung, wenn schon die Ausführung weit sorgfältiger und der Effect lebhafter ist. . . . . Bey Schätzung der Verdienste eben erwähnter Zeichnungen wagten wir es nicht, einer vor der andern den entschiedenen Vorzug zu geben. Wenn Herr Hartmann, insofern man einzig die Erfindung und Anordnung des Ganzen in Anschlag bringen will, unstreitig den ersten Platz verdient, so hat doch die Arbeit seines Nebenbuhlers, des Herrn Kolbe, in andern Theilen, so manche Eigenschaft, wodurch sie sich einen sichern Vorrang zu erwerben scheint. Wir haben daher, bey dieser Art von Gleichgewicht, den ganzen Preis unter beyde in gleiche Theile vertheilt . . . .“

Ermuthigt durch den Erstlingserfolg versuchte der junge Künstler seine Kraft ebenfalls an der Preisaufgabe fürs Jahr 1800, um, wenn auch nicht als Sieger, so doch mit einer ehrenvollen Erwähnung aus dem Wettkampfe hervorzugehen. Als Gegenstände der Darstellung hatten die Weimarischen Kunstfreunde diesmal zwei Themata aus dem sechsten und zehnten Buche der Ilias gewählt:

Abschied des Hektors von der Andromache und Ulyss und Diomed, welche das Trojanische Lager nächtlich überfallen, den Rhesus mit seinen Gesellen ermorden und die schönen Pferde erbeuten.

Kolbe empfing die Nachricht, dass seine beiden Stücke besonderes Lob geerntet, durch nachstehende Zeilen:

Was ich, vor einigen Tagen, an Herrn Hartmann schrieb, kann ich auch an Sie, mein werthgeschätzter Herr Kolbe, wiederholen.

„Wenn es Ihnen voriges Jahr, bey geringer Concurrenz, angenehm seyn konnte den Preis davon zu tragen, so wird es Ihnen dieses Jahr gewiss genugthuend seyn, sich, bey so sehr vermehrter Anzahl, unter den ersten zu finden. Der ächte Künstler kann nicht wünschen allein zu stehen, indem er nur, bey allgemeiner Bildung seiner Zeit, die durchs Zusammentreffen mehrerer Fähigen und Gleichgesinnten bewirkt wird, wahrhaft geschätzt werden kann.

Nehmen Sie was in den Propyläen über Ihre Arbeiten gesagt werden konnte günstig auf, besonders müssen wir Sie ersuchen, es gegen das zu halten, was von den übrigen Stücken gesagt worden ist, und dabey mehr auf den Geist als auf die Worte zu sehen, denen man, bey Kunsturtheilen, mit aller Sorgfalt, nicht immer die völligste Bestimmtheit geben kann.“

Sie werden Ihren Rhesus unter No. 3 und den Hector unter No. 25 recensirt finden.

Nach dem letzteren ist von einem Liebhaber Nachfrage geschehen, und ich wünschte zu wissen, welchen Preis Sie allenfalls dafür verlangten? Ich habe deshalb Ihre beyden Zeichnungen noch zurückbehalten, da ich die von Herrn Karsch und Dornbusch, welche beyde wackern Künstler ich von mir bestens zu grüssen bitte, vor einigen Tagen zurückschickte.

Wenn Sie nach Paris gehen, so haben Sie die Gefälligkeit, mir von dorther zu schreiben und mir zu sagen, wie Sie den Zustand der Kunst finden.

Mögen Sie von dorther uns auch das nächste Jahr mit einer Zeichnung beehren, so werden Sie uns gewiss viel Freude machen.

Wenn Sie die Recension in den Propyläen, welche nächstens ausgegeben werden, gelesen haben und mir über eins und das andere noch etwas sagen mögen, so werde ich mich über diese Gegenstände noch sehr gern mit Ihnen unterhalten.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 3. Nov. 1800.

J. W. v. Goethe.

In der Preisertheilung heisst es: „Schon gegenwärtig können wir es als ein schönes Resultat ansehen, dass wir vier verdiente Künstler vor ihrem Vaterlande nennen dürfen — die Herren Hartmann und Kolbe, welche voriges Jahr den Preis erhalten, die Herren Nahl und Hoffmann,

welchen diesmal der erste Platz zugesprochen worden.“

Aus der Beschreibung und Beurtheilung der Kolbeschen Arbeiten seien die wichtigsten Sätze hier hervorgehoben: „No. 3. In der ersten von diesen Zeichnungen, die gross, auf grau Papier, mit der Feder umrissen, getuscht und weiss aufgehöht ist, liegt Rhesus, verkürzt, in der Rüstung, schlafend, vor seinem Wagen; Diomed steht neben ihm und hebt eben das kurze Schwerdt auf, um ihm den tödlichen Stoss beyzubringen; näher gegen den Vordergrund, links, liegen nackt, in einer Gruppe, getödtete Trazier, weiter zurück eine andere dergleichen Gruppe. Auf der rechten Seite, im Vordergrund, steht Ulyss zwischen zwey Pferden, die er hält, von denen das eine sich bäumt, das andere ruhig fortschreitet. Der Grund zeigt die Stadt Troja, auf der Höhe liegend. Die Beleuchtung geschieht von der linken Seite, wie vom Tageslicht, und ist sehr energisch, so dass Schlagschatten entstehen. Wenn man diese Beschreibung mit unserer Schilderung der zwey ersten Zeichnungen zusammenhält, so wird man gar bald einsehen, dass jene Künstler den Gegenstand in einem höhern poetischen Sinn und glücklicher aufgefasst. Wir hörten jemanden mit feinem Gefühl für Recht und Schicklichkeit bemerken: man könne dem Diomed nicht gut darum seyn, dass er einen so ruhig Schlafenden morde . . . . Uebrigens hat der Verfasser seine Figuren mit Kunst und Verstand meisterhaft gezeichnet. Vornehmlich verdienen in dieser Hinsicht

die getödteten Trazier Lob, man kann sie fast alle als gute Akademieen betrachten. In Hinsicht des Characters der Helden wäre zu wünschen gewesen, dass besonders Ulysses eine etwas kürzere und gedrungenere Gestalt seyn möchte. Die Massen von Licht und Schatten sind, was die Beleuchtung jeder einzelnen Figur betrifft, wohl in acht genommen, kräftig, breit und daher völlig wirksam. — Da dieser Künstler, in Fertigkeit und Kunstwissenschaft, eine bedeutende Stufe erreicht und sein Talent in den beyden Zeichnungen, die er eingesendet (Hector und Andromache No. 25 ist auch von ihm), auf eine entschiedene Weise offenbaret hat, auch seine Fortschritte, innerhalb Jahresfrist, allerdings rühmlich sind und auf die schönsten Hoffnungen deuten; so erlauben wir uns den Wunsch: dass er, wenn er einen Gegenstand zu bearbeiten vornimmt, den ganzen Umfang der darin enthaltenen Motive jederzeit genau überdenken, den poetischen Gehalt sowohl, als die plastische Darstellbarkeit prüfen, den rechten Moment aussuchen und, durch die Kunstmittel, die ihm zu Gebote stehen, eine Totalität der Forderungen hervorbringen möge. . . . No. 25. Ein hoher Geist, ein vermögendes Talent blickt aus dieser Zeichnung, welche auf graues Papier getuscht weiss und gelb aufgehöht ist. Sie ist elegant geordnet, edel gedacht, mit viel Ausdruck von Leidenschaft, Bewegung, Ernst und Sinn im Ganzen. Hector stellt sich jugendlich dar, ohne Bart. Körper und Beine hätten wohl etwas stärker werden dürfen, im Verhältniss zu den kräftig mus-

kulirten Armen, auf welchen er das Kind empor hebt und den Göttern empfiehlt. An seiner Seite, die gefalteten Hände auf seine rechte Schulter gelegt, hängt Andromache an ihm, zusammensinkend, mit zum Himmel gewandtem Antlitz, voll Kummer. Wir haben an ihrer Figur nichts auszusetzen, als nur, dass sie etwas anmuthiger gewendet seyn möchte, anstatt, dass ihre Stellung, die auf die Gebärde des Hectors berechnet, oder eigentlich durch das Bedürfniss des Künstlers aus derselben entwickelt zu seyn scheint, ein etwas theatralisches Ansehen gewonnen hat. Das Kind verlangt furchtsam von der Höhe herunter nach der Amme, welche, den Rücken gewandt, weinend, dem Hector auf der andern Seite steht und schön mit den andern Figuren gruppirt. Wenn diese Amme ganz unsers Künstlers Eigenthum ist, so müssen wir ihm von Herzen Glück wünschen. Wenig Kunstproducte unserer Zeit haben wir gesehen von so vorzüglich gutem Styl und in sich selbst so herrlich zum Ganzen geordnet. Sie ist eine fast noch edlere Gestalt als Andromache und die Stellung ist weit glücklicher; allein sie wird dem ohngeachtet wieder zur Nebenfigur, dadurch, dass man sie vom Rücken sieht, und bewirkt durch den Contrast eine Mannigfaltigkeit, welche dem ganzen Bilde sehr vortheilhaft ist. An der Erde liegen Hectors Waffen, die recht gut in die Anordnung des Ganzen eingreifen. Der Grund zeigt das Thor und das Äussere der Stadtmauer, hinter derselben steigen Bäume empor und ein steiler Hügel, die zusammen der Aussicht ein pittoreskes Ansehen geben."

Goethes Aufsatz „Flüchtige Uebersicht über die Kunst in Deutschland“ (Propyläen. Band III, Stück 2. 1800) bringt u. a. die Mittheilung: „In Düsseldorf zeigt sich der Einfluss eines einsichtsvollen, geschickten und thätigen Lehrers, der eine Galerie, Zeichensammlung und antike Muster die Seinigen benutzen lehrte. Man möchte sagen, dass diese Schule sich für zu viel Praktik und der Einwirkung des mechanographischen Instituts zu hüten habe. — Herr Kolbe, ein vorzügliches Mitglied derselben, wird dieses Jahr nach Paris gehen, wohin ihn unsere guten Wünsche begleiten, mit der Hoffnung, dass er auch von dorther sein Verhältniss zu uns fortsetzen werde.“

Genanntes Institut, für blosse Wandtapeten zu gut, für Malerei zu schlecht und kostbar, florierte auf die Dauer nicht. So begab sich Heinrich Kolbe im Winter 1800 auf 1801 über Antwerpen und Brüssel nach Paris, nachdem er vorläufig seine Verbindung mit Böninger abgebrochen hatte. Derselbe reiste bald nachher ebenfalls dorthin, um französische Meister für seine Anstalt zu interessieren, die, wie er hoffte, in Paris wie ein Phönix aus der Asche neu erstehen würde.

In der Fremde verlor Kolbe keineswegs die dritte Weimarische Kunstausstellung aus den Augen. Achill auf Skyros und der Kampf Achills mit den Flüssen waren als Sujets aufgegeben. Sein Konkurrenzstück sandte unser junger Maler im Sommer 1801 an Goethe, unter Beischluss von zwei Oelgemälden, „Portrait“ und „Schwebende

Figur". Auch entwickelte er, nach einjährigem Aufenthalt in Paris, Goethes Aufforderung eingedenk, seine Ansichten und Erfahrungen über die belgischen und vorzugsweise französischen Kunstzustände in folgendem, ebenso ausführlichen wie belehrenden Briefe:

Hochwohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr Geheimrath!

Den Auftrag zu erfüllen womit Euer Hochwohlgeboren mich zu beehren die Güte hatten, wage ich es, so gut ich kann, Ihnen einige wenige Bemerkungen über den jezigen Zustand der bildenden Kunst in Frankreich mitzutheilen; die Überzeugung, Sie werden das Bestreben meiner Skizze mit Ihrer gewöhnlichen Güte und Nachsicht aufnehmen, giebt mir einigen Muth dazu.

Der Reisende, der sich hier von Gegenständen der Kunst aller Art umgeben und die Kunstsäle immer mit einer Menge Menschen angefüllt findet, die jene Meisterwerke mit dem lebhaftesten Interesse betrachten, und der dabey über tausend Künstler beschäftiget und die Menge ihrer Arbeiten sieht, die sie jährlich hier öffentlich ausstellen; der ferner die Bemühung der Regierung bemerkt und die ansehnlichen Summen, die sie anwendet, um die Künstler aufzumuntern und zu belohnen: muss, besonders wenn er aus einer Gegend hierhin kömmt, wo, vermöge der Lage der Dinge wenig für die Kunst gethan werden kann, den Zustand derselben allerdings hier sehr blühend finden. Wer aber jene

wetteifernde Productionen etwas näher betrachtet und daneben bedenkt, was die Kunst unter ähnlichen Umständen bey andern Nationen war; wer die unschäzbaren Vortheile, die zum Studium so nöthigen vielfältigen Hülfsmittel sieht, die besonders der in Paris geborne hat, und deren er sich so leicht bedienen kann; wer dabey sich erinnert, dass Paris von jeher der Sammelplatz der grössten Talente der Nation war: möchte sich vielleicht geneigt finden, ein weniger günstiges Urtheil über den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Frankreich zu fällen. Indess muss man gestehn, dass sich für bildende Kunst hier herrliche Aussichten eröffnen. Schon sieht man nichts mehr in der Art des Boucher, Le Greux und anderer dieser Art, die zu ihrer Zeit doch so sehr geschäzt und nachgeahmt waren; ihre Werke selbst sind nicht mehr geachtet; das Ansehn, welches David sich zu erwerben wuste, hat diese, sowie den eigentlichen französischen Kunstgeschmack überhaupt, meist verdrängt, und das Bestreben der jungen Künstler, dies grosse Vorbild nachzuahmen, und die herrlichen Werke aus Italien müssen nothwendig auf den Geschmack der Künstler sowie auf den der Nation mit der Zeit sehr vortheilhaft wirken; und so kann man den jezigen Zeitraum vielleicht als den Anbruch eines vollendeten Tages für die Kunst in Frankreich betrachten.

Aber ungeachtet es David gelungen ist, einen besseren Geschmack hier herrschend oder vielmehr zur Mode zu machen, so verräth doch das ängstliche

Bestreben der Künstler, ihn nachzuahmen, noch sehr, dass dieser Geschmack ihnen noch wenig natürlich ist. Ihre Neigung zum Affectierten, zum Auffallenden blickt aus ihren Werken überall hervor; und öfters wird man versucht zu glauben, sie hätten sich mehr nach ihren Schauspielern, als nach den herrlichen Mustern gebildet, die sie um sich haben. Obgleich die Regierung das ihrige thut, die Künstler zu beschäftigen, aufzumuntern und zu belohnen, so ist auf der andern Seite doch die allgemeine Klage derselben über Mangel an Beschäftigung von Seiten des Publikums anscheinlich gegründet; und obgleich ein ansehnlicher Theil desselben Antheil an der bessern Kunst zu nehmen scheint und täglich die Kunstsäle besucht, so sind doch nur Revolutionsauftritte, Schlachten aus derselben, Karrikaturen und dergleichen die Gegenstände, die dem Maler und Kupferstecher der grössern Nachfrage wegen Beschäftigung geben.

Es sind indess manche talent- und verdienstvolle Künstler hier, für welche eine würdigere Beschäftigung wohl zu wünschen wäre; auch hatte die diesjährige Ausstellung mehrere schäzbare Produkte. Da es Euer Hochwohlgeboren interessant sein könnte, die Stücke näher kennen zu lernen, so bemerke ich hier die meiner Meinung nach besten derselben:

1. Der Tod des Generals Desaix von Regnault, ein Gemälde in Lebensgrösse schien mir eines der effektvollsten. Desaix, im Momente wo eine Kugel seine Brust trifft, sizt noch zu Pferde; die Zügel hat er fahren lassen, aber er hält sich mit der

rechten Hand noch eben an des Pferdes Mähnen, wobey er von seinem Adjudanten unterstüzt wird. Hinter ihm, etwas entfernt, steht ein Weib so zwey Pferde hält, von einem sieht man jedoch nur den Kopf; die Ferne zeigt Schlachtgetümmel. Regnault wird für Davids Rival gehalten; mich wundert aber, wie man ihn diesem an die Seite stellen kann. Sein bestes Gemälde, l'éducation d'Achille, dasjenige womit er sich seinen Ruhm erworben hat, hängt gegenwärtig in einem der Akademiesäle; es ist Chiron, der seinen Zögling Achill mit dem Bogen schiessen lehrt. Es hat schön gezeichnete Theile und eine sehr gute Wirkung; aber die Farbe ist sehr manieriert und das Ganze wohl nicht mit Davids Werken zu vergleichen. Bervic hat dieses Bild schön in Kupfer gestochen.

2. Les bains de Virginie von Langdow, einem Schüler des vorigen. Paul und Virginie als Kinder stehn am Rande eines Baches; die Mutter des Mädgens steht dabey und hält dieses beim Arm; eine andere weibliche Figur, vielleicht die Mutter des Knaben, sizt etwas weiter hinten im Schatten eines Baums. Das Ganze hat viel vom Charakter einer heiligen Familie, die Figuren sind in Lebensgrösse, in einem guten Styl drapiert und gezeichnet; die Farbe ist lieblich sowie die Charaktere der Köpfe.

3. Brutus der seine Söhne hinrichten lässt, eine schöne Skizze von Le Thiers, die er aber schon in Rom im Jahre 1788 gemahlt hat.

4. Die Melancholie, ein kleines Gemälde von

Vincent. Eine weibliche Figur sizt in einer melancholischen Stellung an einem Grabmal, der Effekt des Lichts ist wie beim Mondschein, und das Ganze in einem sehr guten Styl. Vincent und seine Schule sind indess nicht viel hier geachtet.

5. Das Portrait der Madm. Bonaparte von Gérard, einem der besten Schüler Davids. Mad. B. sizt in einer nachlässigen Stellung auf einem Kanape, das Ganze ist von sehr gutem Ton und mit vielem Fleiss gemahlt.

6. Ein grosses, sehr schönes Miniaturgemälde von Isabey, Schüler von David, das Portrait eines Alten und eines Jünglings in einer Gruppe.

7. Eine junge Frau, die ihre Mutter im Gefängniss mit ihrer Brust tränkt, ein Bild von guter Würkung von Garnier.

8. Der Friede, eine allegorische Zeichnung von gutem Styl auf blau Papier von Prud'hon. Bonaparte steht auf einem Triumphwagen, zu seinen Seiten der Sieg und der Friede; die Musen, Künste und Wissenschaften umringen Ihn, und vor Ihm tanzen die Genien der Scherze und des Lachens.

9. Das Innre von einem Kloster und von einem andern alten Gebäude, beydes effektvolle Gemälde von Forbin, Schüler von David.

10. Mehrere gute Landschaften, unter welchen besonders ein Winter von frappanter Wahrheit von van Loo. Ueberhaupt scheinen die Franzosen für dieses Fach viel Talent zu besitzen; ihre Land-

schaften sind grösstentheils schön gedacht und mit Leichtigkeit gemahlt.

11. Einige schöne Obst- und Blumenstücke von van Spaendonk und van Dael.

Unter den Bildhauerarbeiten war eine Gruppe in Lebensgrösse, eine Scene aus einer Überschwemmung von Clodion wohl bemerkenswerth. Ein Vater trägt seinen todten Sohn auf der Schulter, unten ragt eine weibliche Figur aus dem Wasser hervor, die über dem Bestreben ihr Kind zu retten ohnmächtig wird. Über 20 Büsten in Marmor, theils Portraits der Generale, die sich im Revolutions-Kriege berühmt gemacht haben, theils anderer grossen Männer wie Sully, Richelieu, Eugen, Gustav Adolph,. Friedrich von Preussen, wovon mehrere schön gearbeitet sind, wurden von den hiesigen Professoren auf Ansuchen der Regierung verfertiget. Auch David hat vor einiger Zeit zwey Portraits von Bonaparte ausgestellt, jedoch nicht in dem allgemeinen Ausstellungs-Saal, sondern da wo sich dessen grosses Gemälde: die Versöhnung der Römer und Sabiner befindet. Bonaparte ist im Moment vorgestellt, wie er über den Bernhard zieht. Er sizt auf einem sich bäumenden Pferde, mit der rechten Hand zeigt er in der Stellung eines Befehlenden in die Ferne. Sein Mantel fliegt im Winde; der Boden und die Gebirge sind mit Schnee bedeckt, über welche man den Zug der Artillerie gehen sieht. Im Vorgrunde liegen drey Steine, auf welchen man die Namen der drey grossen Heerführer bemerkt, die auf diesem Wege nach Italien

gekommen sind. Der Name Hannibal scheint schon fast verwittert zu sein, Carlo Magnus siehet man deutlicher und endlich Bonaparte wie ganz frisch eingegraben. Beyde Portraits sind von gleicher Composition, nur sind die Farben verschieden: auf einem ist die Farbe des Pferdes braun und der Mantel Bonapartes roth, auf dem andern ist das Pferd weiss und der Mantel gelb, und diese Verschiedenheit hat auch eine Änderung im Ton des Hintergrundes nach sich gezogen. Beyde Pferde sind schön gezeichnet, und das Ganze ist von trefflicher Würkung. Eines dieser Gemälde ist für den ersten Consul und das andere für den König von Spanien bestimmt.

Die sogenannte Römische Schule, oder diejenigen Künstler die von der Regierung pensioniert sind, um nach Italien zu gehen, haben ihre Werke zulezt ausgestellt. Es waren in allem 5 Gemälde und 2 Gipsstatuen, wovon ich zwey als die vorzüglichsten bemerke: 1. Orpheus am Grab der Eurydice, von Guèrin, Schüler von Regnault. Den Kopf auf den rechten Arm gestüzt steht er am Grabmal der Eurydice, mit der Linken einen Kranz von Zipressen haltend umfasst er dasselbe; in Gebärde und Gesicht herrscht der Ausdruck der höchsten Traurigkeit. Guèrin, ein noch sehr junger Mann, wird hier als einer der vorzüglichsten Künstler geschäzt. 2. Hiazinth wie er mit Apollo spielend von dessen Wurfscheibe getroffen wird, eine sehr schöne Gipsstatue von Calamar. Er hat just den tödlichen Wurf

empfangen und ist im Begriff zu sinken; Stellung, Ausdruck und Form sind ganz vortrefflich.

In Braband sah ich mich bey meiner Durchreise, so viel die Zeit mir erlaubte, nach dem dasigen Zustande der Kunst um. In Brüssel hat man angefangen, die Gemälde die noch übrig geblieben sind zusammenzubringen, um ein Museum zu bilden; es besteht aber, einige Bilder von Gaspar de Crayer abgerechnet, grösstentheils nur aus mittelmässigen Copien nach niederländischen Meistern. Die Zeichenschule scheint gut eingerichtet zu sein, es waren aber grösstentheils nur Kinder welche sie benuzten. Herr François, ein ziemlich guter Maler, ist Lehrer derselben. Doch war die eigentliche Akademie geschlossen. In Antwerpen scheint man sich mit etwas mehrem Ernste für die Kunst zu interessieren, die Akademie scheint mir wohl eingerichtet; der Prefect der Stadt hat einige schöne Gipsabgüsse für dieselbe von Paris kommen lassen. Auch versicherte man mich, dass die Liebe zur Kunst dort wieder erwachte und die Künstler ziemlich beschäftigt würden. Mir kam indess vor, als ob sie das Wesen der Kunst noch durchgängig nur in der Farbe und Behandlungsart setzen und sich wenig um Zeichnung und Styl bekümmern. Es war mir auffallend, unter den jungen Künstlern Keinen zu finden, der in Paris sich zu bilden dachte; sie bezeugten alle, lieber nach Dresden, Cassel und Düsseldorf gehn zu wollen. Die Abneigung gegen Paris scheint mir daher zu rühren, weil die Franzosen ihrem Lande alle öffentliche Kunstwerke ge-

nommen haben, worüber sie sich bei jeder Gelegenheit bitter beklagen.

Das mechanographische Institut des Herrn Böninger scheint hier, wenigstens seiner eigenen Aussage nach, einen besseren Fortgang zu gewinnen. David und einige der ersten Architekten sind sehr auf seiner Seite; diese leiten ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenstände seiner Zimmerverzierungen. Diese Vortheile und die Leichtigkeit, mit welcher er sich der hiesigen Kunstwerke zu seinem Zweck bedienen kann, lassen hoffen, dass er wohl bald was Reelles leisten und so sein Institut festen Grund bekommen wird. Möchte nur die Liebhaberey für diese Art von Luxus in gleichem Masse steigen, damit er Abnehmer fände und so seine ungeheuren Kosten ersezt würden. Ich zweifle indess, dass er noch verdebitiert hat, und da ich nicht mehr für ihn beschäftigt bin, so habe ich selbst von seinen neuen Productionen noch nicht viel sehen können.

Schon gegen den Monat July vorigen Jahres war ich so frey, auf den Auftrag des Herrn Professor Meyer ein Paket enthaltend 2 Öhlgemälde und eine Zeichnung an Euer Hochwohlgeboren zu erlassen. Ich zweifle ob dieses richtig angekommen ist. Sollte dieses nicht der Fall sein, dann ersuche ich Euer Hochwohlgeboren höflich, mir darüber einige Nachricht zu geben; vielleicht dass der Brief davon verlohren gegangen und das Paket auf irgend einem Postcomptoir liegen geblieben ist.

Ich empfehle mich Euer Hochwohlgeboren fortwährendem Wohlwollen bestens und habe die Ehre hochachtungsvoll zu verharren

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Paris den 10. Jan. 1802. Heinrich Kolbe.

Inzwischen hatte die Weimarische Kunstausstellung von 1801 stattgefunden und Goethe im Namen der vereinigten Kunstfreunde am 1. Januar 1802 das Ergebniss veröffentlicht, in der Extrabeilage zum ersten Quartal der (Jenaischen) Allgemeinen Literatur-Zeitung. Die Vorerinnerung besagt u. a.: „Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studirten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst etwas Bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äussern.“ Diesem Wunsche Goethes war Kolbe durchaus gerecht geworden, wie das Antwortschreiben zeigt:

Ihren unterrichtenden Brief, vom 10ten Januar, so wie das Rouleau, in der Hälfte des vorigen Jahres, habe ich richtig erhalten.

Die Beurtheilung der concurrirenden Stücke haben wir, in Gestalt eines einzelnen Programms, als eine der vierteljährigen Beylagen der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung, herausgegeben. Mit

diesem weitverbreiteten Blatt ist sie also gewiss nach Paris gekommen und Sie werden, bey Ihren übrigen Connexionen, sich solche wohl zum Durchlesen verschaffen können. Sie finden darin Ihrer Zeichnung auch mit Ehren gedacht. Ich habe sie übrigens noch bey mir behalten, indem ich vermuthe, dass man, bey dem Ameublement des Schlosses, welches nunmehr mit starken Schritten vorwärts geht, ein solches Blatt bey irgend einer Zimmerverzierung gerne sehen würde. Habe ich es angebracht, so werde ich Ihnen ein billiges Honorar zu gute schreiben und gelegentlich einhändigen lassen. Die beiden Oehlgemählde liegen auch noch wohl verwahrt bey mir.

Für das gegenwärtige Jahr haben wir die Befreyung der Andromeda durch Perseus aufgegeben, und dabey auch eine Concurrenz für solche Stücke eröffnet, bei welchen dem Künstler die Wahl des Sujets frey bleibt. Wenn Sie unsern obgedachten Aufsatz antreffen und sich mit unsern Intentionen näher bekannt machen, so hoffe ich, Sie sollen sich entschliessen, auch diessmal zu unserer Ausstellung etwas beyzutragen. Wollen Sie alsdenn die wohlgepackte Rolle bei Zeiten an

Mr. Corbay Parfumeur rue de la Monoie No. 10.

mit Adresse

a Mr. Desport, pour remettre a Mr. de Goethe

Weimar

abgeben, so hoffe ich, dass sie richtig und wohlbehalten zu mir kommen soll.

Ihre Schilderung des gegenwärtigen Pariser Kunstwesens zeigt, sowohl von Ihren richtigen Einsichten in die Kunst, als von Ihrer Aufmerksamkeit. Ich wünsche, dass Ihr dortiger Aufenthalt ganz zum Vortheil Ihrer Studien gereichen möchte.

Wenn Sie dort ein nicht gar grosses Bild unternehmen und vollenden, ohne dass es bestellt oder sonst wohin bestimmt wäre; so wünschte ich, dass Sie mir solches durch obgedachte Gelegenheit zuschickten, indem ich es vielleicht anbringe und auf alle Fälle Sie dadurch bekannter mache.

Ich habe mit diesem Briefe einige Monate gezaudert, weil unser durchlauchtigster Erbprinz nach Paris zu reisen gedachten. Gegenwärtigen Brief erhalten Sie auch durch den Kanal dieser Reisenden. Herr Oberhofmeister von Wolzogen kennt Ihren Nahmen und wird Sie, wenn Sie ihm inliegende Charte überreichen, freundlich empfangen, obgleich die Zerstreuung, in der Personen, unter solchen Verhältnissen, auf der Reise leben, ihn hindern möchte sich näher für Sie zu interessiren. Auf alle Fälle wünschte ich, dass Sie Gelegenheit suchten sich ihm vorzustellen, weil er ein Mann von schönen Kunstkenntnissen ist und der Ihnen auch sonst in der Folge nützlich seyn kann.

Leben Sie recht wohl, erhalten mir ein geneigtes

Andenken und lassen von Zeit zu Zeit etwas von sich hören.

Weimar am 12. Apr. 1802.

J. W. v. Goethe.

A Monsieur
Henry Kolbe
chez le citoyen le feuve
Limonadier, rue Thionville
No. 1 en face du pont neuf.
Paris.

Kolbes Federzeichnung: Achill auf Skyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lykomeds verborgen, wird von Ulyss und Diomed entdeckt, war also recensiert worden: „Es ist eine gute zum Mächtigen und Grossen sich neigende Manier in allen diesen Figuren, der Künstler ruft uns die gewaltigen, derben Formen in den Werken des Salviati und der beiden Bronzine wieder ins Gedächtniss, wiewohl ohne die correcte Zeichnung dieser Meister in seiner Gewalt zu haben. Indessen ist er durchaus dem heroischen Sinne treu geblieben, und da wo der Ausdruck eilender Bewegung sein Zweck war, gelang ihm derselbe, sowohl in Stellungen, als Gewändern, fast immer gut .... Hat man sich überhaupt nur einmal mit der freylich etwas willkürlichen Behandlung des Gegenstandes, in Hinsicht der Erfindung, wo das Episodische eine zu grosse, ja eigentlich die Hauptrolle spielt, ausgesöhnt: so ist auch an der Disposition des Ganzen weiter nicht viel zu tadeln ....“

Goethes Aufforderung gemäss betheiligte sich Kolbe auch an der nächsten Preisaufgabe: Perseus und Andromeda, ein Gegenstand, der sich sowohl plastisch-symbolisch ins Enge ziehen, als malerisch-historisch mit poetisch-allegorischer Ausbreitung in grosser Komposition darstellen lässt.

Daneben beschäftigte ihn damals die Ausarbeitung seiner gekrönten Zeichnung Paris und Helena zu einem grösseren Gemälde; auch war er wiederum mit Böninger in Verbindung getreten, um sich den Unterhalt in der Seinestadt zu verdienen. Näheres über sein Leben und Streben erschliessen die folgenden Zeilen an Goethe:

Hochwohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr Geheimrath!

Ihre geehrte Zuschrift vom 12. April habe ich durch den Herrn Oberhofmeister von Wolzogen richtig erhalten. Ich danke Euer Hochwohlgeboren, dass Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diesen verehrungswürdigen Mann kennen zu lernen, der mit warmer Kunstliebe die schönsten Kenntnisse verbindet, und dessen Unterhaltung für Künstler und Kunstfreunde so lehrreich als angenehm ist.

Ich bin hier aufs neue für H. Böninger beschäftiget. Seine Anerbietungen waren diesesmal zu vortheilhaft für mich, als dass ich sie hätte ablehnen dürfen, besonders da ich dadurch in die Lage komme, dass ich mich noch längere Zeit hier im Genuss der Kunstwerke, sorgenlos, obgleich nicht so uneingeschränkt der Kunst widmen kann;

da ich sonst bald als Portraitmaler meine Laufbahn hätte antreten und vielleicht oft an Örtern verweilen müssen, wo kein Kunstwerk anzutreffen ist. Ich habe einstweilen meine Zeichnung vom Jahr 1799, die Versöhnung des Paris und der Helena, in halber Lebensgrösse zu malen angefangen und dabey Euer Hochwohlgeboren Beurtheilung so gut ich konnte zu benutzen gesucht. Sobald ich das Gemälde geendigt habe, nehme ich die Freyheit, es Ihnen durch die mir angezeigte Gelegenheit zuzusenden.

Möchte es mir nur gelingen, Euer Hochwohlgeboren Wohlwollen und Aufmerksamkeit ferner zu erhalten und mich derselben würdiger zu machen. Der ich hochachtungsvoll die Ehre habe zu verharren

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster Diener
Heinrich Kolbe.

Paris am 22. May 1802.

Das ausgeführte Gemälde begründete den Ruf unseres Malers. „Eines seiner grossen Bilder stellt Helena und Paris dar, in Haltung und Costüm der grossen Oper,“ sagt Naglers Künstlerlexikon. Von Goethe besitzen wir kein zweites Urtheil über das Werk, welches ihm doch wohl nicht zugeschickt wurde. Dagegen begrüsste er Kolbes Konkurrenzstück zur Weimarischen Kunstausstellung von 1802, eine schwarze Kreidezeichnung: Perseus und Andromeda, mit nachdrücklichem Lobe. In der Extra-

beilage zum ersten Quartal der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1803 heisst es: „Mit Vergnügen betrachteten wir dieses Werk, welches von einem jungen hoffnungsvollen Künstler herrührt, der jetzt, in Paris, die gallische Beute an Kunstschätzen benutzt. Er hat den Augenblick gewählt, wo Perseus, nach eben vollbrachter That, siegreich den Aeltern der Andromeda zuzurufen scheint. Dankbar und zärtlich sinkt das Mädchen ihrem Erretter an die Brust. Das Ungeheuer von einer Lanze durchstossen liegt zur Seite. Perseus sowohl als Andromeda sind beide nackend dargestellt, der Held schlank, hat den Charakter rüstiger Behendigkeit, die Schöne ist zart, angenehm, zierlich gestaltet und bewegt. Man bemerkt im ganzen Werk, vorzüglich aber in dieser Figur, des Künstlers entschiedenes Talent für Rundung und zerfliessende Weichheit, die Wirkung von Licht und Schatten ist nicht weniger kräftig als angenehm. Wenn unser Künstler seine Fähigkeiten von dieser Seite ferner auszubilden, und das gerundete weiche noch in blühendem Colorit darzustellen geübt seyn wird: so darf er sich für die Zukunft lebhaften Beyfall des Publikums fast als gewiss versprechen...“

Ob und welchen Antheil Kolbe an den späteren Ausstellungen in Weimar, deren siebente und letzte 1805 stattfand, gehabt hat, lässt sich nicht mit Sicherheit konstatieren. Auch sein Verhältniss zu Goethe während ganzer zwanzig Jahre bleibt in Dunkel gehüllt. Wir wissen nur, dass der völlig mittellose Jüngling, trotz der Anerkennung und

Aufmunterung aus so berufenem Munde bald an seinem eigenen Talent verzweifelnd, ums tägliche Brod mechanische Kunstarbeit für Böninger noch eine Zeitlang leistete und dann Portraits malte, so gut er's vermochte.

Da führte ihn sein Stern zu Vincent, dessen Schule zwar, nach Kolbes brieflicher Aeusserung, in Paris nicht viel geachtet wurde, der aber sich des jungen Deutschen durch Unterricht und Unterstützung väterlich annahm. Er begriff jetzt erst recht eigentlich die Elemente seiner Kunst, von welchen ihm in Düsseldorf nichts mitgetheilt worden war, trieb Studien nach der Natur und drang in die Geheimnisse der Farbengebung ein, worin er solche Fortschritte machte, dass ihm bei der Pariser Akademie einige Preise zugesprochen wurden, namentlich für seine Kopie von Raphaels La belle jardinière. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit des berühmten François Gérard*), der sofort Kolbes grosse Begabung für das Portraitfach erkannte und ihn in seiner Werkstätte beschäftigte. Diesen beiden Meistern verdankte er seine Bildung und Rettung. Seitdem widmete er sich vorzüglich der Portrait- und Figurenmalerei. In seinen Schöpfungen ist natürlich der Einfluss der französischen Schule sichtbar, und deshalb werden dieselben nicht immer gleich beur-

---

*) *Goethe schätzte diesen anerkannt tüchtigsten Schüler von Jaques Louis David sehr und besprach die ersten beiden Lieferungen der „Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard, premier peintre du roi" in der Zeitschrift: Ueber Kunst und Alterthum (Band V. Heft 3. 1826).*

theilt, weil die französische Manier ihre Lobredner und ihre Tadler findet.

Kolbes Bilder erhielten nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden, wo er später weilte, und in den Rheingegenden Beifall; ja seine Portraits wurden von Kunstkritikern theilweise denjenigen seines Lehrers Gérard vorgezogen. Seine Vaterstadt Düsseldorf nahm den berühmt gewordenen Sohn gern wieder auf. Bei der neuen Organisation der dortigen Kunstakademie, zu deren Direktor Peter Cornelius ernannt wurde, verbesserte sich seine äussere Lage durch eine Anstellung zum Professor mit Gehalt. Unter Cornelius und Schadow war er einer der beliebtesten Lehrer. Mit vielen ausgezeichneten Männern seiner Zeit stand er in Verkehr und zählte zu seinen näheren Bekannten Eduard d'Alton, den Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Bonn, einen langjährigen Freund Goethes.

d'Alton nun war es, der die unterbrochenen Beziehungen zwischen Goethe und Kolbe auf das Glücklichste wieder anbahnte. Er hatte von einem trefflichen Kupferstiche Wrights nach dem Goethe-Bildniss des englischen Malers George Dawe gehört und sich vergebens bemüht, einen Abdruck zu erhalten. So bat er den Dichterfürsten am 19. December 1821 um ein Exemplar, im Falle der Stich niemals in den Kunsthandel kommen solle. Gleichzeitig schrieb er: „Mein Freund, Herr Kolbe, ein sehr geschickter Historien- und Portraitmaler, der in Frankreich, wo er viele Jahre lebte, im Portrait

Gérard vorgezogen wurde, hat keinen höheren Wunsch, als Euer Hochwohlgeboren Bildniss nach dem Leben zu malen. Kolbe, der sich gegenwärtig in Düsseldorf befindet, wo er mit Cornelius an der neu zu errichtenden Akademie angestellt ist, wird nächstens auf einer Reise nach Dresden durch Weimar kommen; — möchte ihm sein Wunsch gelingen, der auch der meinige ist, da mir Kolbe bereits eine Copie zugesagt hat. An malerischer Wirkung würde Kolbes Bild gewiss nicht hinter dem des Engländers zurückstehen und an lebendiger Wahrheit vielleicht noch übertreffen.“

Bald darauf kam die folgende Erwiderung:

Ew. Hochwohlgeboren

vergönnen, dass ich nur mit wenigen Worten melde, wie sehr ich sowohl als meine hiesigen Freunde durch Ihre Sendung *) überrascht und ergötzt worden. Sie kommt gerade zu gelegener Zeit, indem ich dieselbe sogleich studiren und in dem nächsten morphologischen Heft ihrer dankbar und umständlich erwähnen kann.

Für ein Exemplar des Englischen Portraits werde Sorge tragen; inwiefern Ihr Wunsch bey Herrn Kolbes Ankunft sich erfüllen lässt, wird Tag und Stunde lehren. Der Augenblick ist sehr überdrängt und das Alter wird nicht von dem Fehler geheilt über Kraft zu unternehmen, den es schwerer als die Jugend zu büssen hat. Bleiben Sie meines

*) *Das zweite Heft von d'Altons Prachtwerk „Vergleichende Osteologie.“*

Danks, Antheils und Bewunderns versichert und unterhalten mir fortdauernd ein so theures Wohlwollen.

Weimar
den 7. Januar
1822.

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Daraufhin nahm Heinrich Kolbe während des Sommers 1822 Urlaub und fand in Weimar freundliche Aufnahme. Goethe sass ihm mehrmals, überreichte ihm auch beim Abschied als Andenken die zur Ehre seiner — Goethes — Verdienste geprägte grosse silberne Medaille, von Rauch modelliert, während der Grossherzog Karl August dem Maler in Anerkennung seiner künstlerischen Leistung die grosse goldene Medaille mit Höchstdessen Brustbild verlieh.

Kolbe begab sich alsdann für einige Monate nach Dresden, wo er theils Goethes Portrait vollendete, theils ein Kleinod der dortigen Königlichen Gemäldegalerie, die berühmte liegende Venus von Vecellio Tizian, kopierte. C. A. Böttiger hat darüber in dem Artistischen Notizenblatt (24. Montags den 30. December 1822) interessante Aufschlüsse veröffentlicht: „Der alle Vergleichung von sich abweisende Zauber der lustathmenden Contoure, in ihrer weichlichsten Rundung, hervorgehoben durch die Harmonie der üppigsten Carnation, die weiss auf weiss, schattenlos und klar, auf dem zartesten Musselingewand das herrlichste Naturgewächs, mit Tageslicht umflossen, in unaussprechlicher Fülle

uns vorführen, ist stets die Bewunderung und Verzweiflung aller derer gewesen, die es gelüstete, eine Copie davon zu nehmen, wenn nicht etwa unwissender Schülerdünkel sie über die Schwierigkeiten verblendete. Wir haben gewissenhafte Nachbildner zu Monaten auf unserer Galerie daran arbeiten und sich nie genügend gesehen. Um so mehr Aufmerksamkeit zog in den letzten Monaten dieses Sommers ein Versuch auf sich, den Herr Heinrich Kolbe aus Düsseldorf machte, dies hohe Meisterwerk Tizians, mit Weglassung der Nebenfigur, in weniger als sechs Wochen so zu copiren, dass dabei allem Wesentlichen Genüge geleistet und, was doch immer die Hauptsache ist, auch in der Copie deutlich wurde, der Nachbildner habe den ganzen Zauber des Urbildes gefühlt und dieser sei in seinen Pinsel übergegangen. Mochte der wahre Kenner auch vieles vermissen, was nur durch die langsam vollendende Ausführung reift; es war Ein Guss in dieser Copie. Der erste Eindruck giebt von der Rundung und Carnation, was unter diesen Umständen nur möglich ist. Man könnte über Einzelnes mit dem wackern Künstler, dessen grossem Talent im Copiren jedermann Gerechtigkeit widerfahren lässt, rechten wollen. Man könnte die Abwesenheit des Lautenspielers, der allerdings dem Bilde erst ein dramatisches Leben und volle Beziehung giebt, beklagen; man könnte mit ihm wegen der Färbung des Theils von Gewand, welches von unten hervorgezogen einen Theil der linken Hüfte verhüllt, nicht einer Meinung seyn; aber dem Ganzen, in so kurzer

Zeit so wenig skizzenhaft hingehaucht, vermochte niemand seinen Beifall zu versagen.

Wir haben den wackern Kolbe, der aus Weimar zu uns hieher kam und gleichsam als offenen Brief ein sehr gelungenes Portrait des grossen Altmeisters in Kunst- und Naturdarstellung, Goethe, mitbrachte, während seines Aufenthaltes bei uns auch als feingebildeten Mann und als einen für alles Schöne und Gute rein empfänglichen Menschen kennen und schätzen gelernt. Seine grosse technische Fertigkeit, verbunden mit schnellem Auffassen des Charakters, machen ihn zu einem der glücklichsten Copisten, bei denen durch Mühsamkeit des Uebertragens auf dem Wege vom Urbilde zur Copie wenig verloren geht. Sein Hauptfach aber bleibt die Portraitmalerei."

Die nun folgende kurze Skizze von Kolbes früherer Bildung, die einzig existierende und offenbar nach seinen eigenen Mittheilungen, ist in meine Studie verflochten. Böttiger schliesst: „Kolbe suchte und erhielt von der Obercuratel in Berlin in diesem Sommer Urlaub, wo er in Weimar einer freundlichen Aufnahme sich erfreute, und noch vor kurzem bei seiner Rückkehr von Dresden den ehrenvollen Auftrag erhielt, das Portrait des Grossherzogs, welches er früher schon versucht hatte, zum zweitenmal zu malen. Er hat sich in Dresden viele Freunde erworben, die sich freuen werden, ihn einmal wieder in ihrer Mitte zu sehen."

Ende August oder Anfang September 1823 besichtigten die Bonner Professoren d'Alton und Nees

von Esenbeck, beide persönlich mit Goethe bekannt, das Kolbesche Portrait: Goethe als Minister im Gesellschaftsanzug mit Orden. Darauf schrieb Nees von Esenbeck am 5. September dem greisen Dichter: „Ich sage noch ein Wörtchen von einem Ausflug nach Düsseldorf, wo Goethes Bild, von Kolbe gemalt, aufgestellt war. Ich hatte durch d'Alton (dessen Bild auch zu sehen war) viel von diesem Portrait gehört und war voll Erwartung, fand mich aber nicht ganz befriedigt. Die Wahrheit der Züge war nicht zu verkennen, aber es schien mir ein gewisser Unmuth, so lange still sitzen zu müssen, über die Stirne des verehrten Hauptes zu schweben, ein Vorwurf für den Maler, dem Dawe glücklich entging. So empfing ich durch dieses übrigens sehr schön und mit Liebe ausgeführte, doch, wie es mir schien, zu braun gehaltene Bild nur den Eindruck eines ganz individuellen und beschränkten Moments." Fast gleichzeitig, schon am 3. September, meldete d'Alton: „Mit Theilnahme habe ich Herrn Kolbes günstiges Schicksal in Weimar vernommen. Mit Ihrem Portrait scheint er nicht ganz zufrieden zu sein, er glaubt, es fehle ihm an Styl. Ueber Rauchs Büste dagegen ist er ganz entzückt und der Hoffnung, es werde ihm auch noch gelingen, ein Ihrer würdiges Werk zu vollbringen."

Jene Aeusserung des Unbefriedigtseins hat vermuthlich der Maler selbst seinem Modell gegenüber nicht verhehlt; so erklärt sich die Tagebuch-Notiz vom 16. Oktober 1822: „Ueberlegung wegen des

zweiten Kolbeschen Portraits." Am 5. December dieses Jahres schrieb d'Alton an Goethe: „Ich bin jetzt voller Erwartung auf Kolbes Bild. Möge es meine und aller Freunde Hoffnungen noch mehr befestigen!" Die ältesten Berichte über die Arbeit daran gingen bisher nicht weiter zurück als bis 1825. Näheren Anhalt und Aufschluss bieten ferner einige Zeilen d'Altons an Goethe, datiert Bonn, den 9. Februar 1824: „Kolbes zweites Bild ist unendlich viel besser, als das erste. Dennoch aber scheint mir der Kopf durch die unmalerische Behandlung der Haare zu sehr ausgeschnitten, wodurch das Gesicht etwas Maskenartiges und Aengstliches erhält, was nicht erfreulich ist. Kolbe will diesen Fehler in einer Copie für mich zu verbessern suchen und erst dann das grosse Bild unternehmen."

Darnach ist also Kolbes zweites Goethe-Bildniss Anfang 1824 fertig geworden.*) Dasselbe stellt den Dichter und Denker dar, aufrecht stehend, klar und kühn das Antlitz nach links (vom Beschauer) gewandt, das ergraute Haar in die Höhe

*) *Hermann Rollett in seinem illustrierten Werke „Die Goethe-Bildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt" (Wien 1883) datiert es 1826, während Friedrich Zarncke in seiner Akademieabhandlung „Kurzgefasstes Verzeichniss der Originalaufnahmen von Goethes Bildniss" (Leipzig 1888. Mit Tafeln.) bemerkt, dieses zweite Kolbesche Portrait von Goethe müsse bereits 1822 entstanden sein, weil der Dichter später dem Maler nicht wieder gesessen habe. — Ich verweise auf die in den citierten Schriften enthaltenen Notizen über beide in verkleinertem Mafsstabe daselbst vervielfältigten Portraits.*

gestrichen und hinten reichlich lang zurückwallend, der breite Halskragen vorn weit offen. Das Wunderbarste an dem gewaltigen Kopfe mit den energisch zusammengepressten Lippen sind die Augen, welche gross und durchdringend blicken, als wollten sie eine Welt ergründen. Landschaftlicher Hintergrund, rechts der Vesuv.

Friedrich Zarncke hält es für eines der besten Bilder, die wir von Goethe haben, wahrhaft bedeutend aufgefasst. Johannes Niessen sagt: „Wir sehen Goethes Haupt mit geistig spannungsvollen Zügen und gross aufleuchtenden Augen"; nicht minder treffend erklärt ein anderer Kritiker, dessen Ausspruch mir erst zu Gesicht kam, nachdem ich bei Betrachtung des Gemäldes die obigen Worte niedergeschrieben: „Goethe erscheint hier im vollen Selbstgefühle seines Strebens, Schaffens und Wirkens und mit einem Auge, welches ganz die Gluth des Dichterherzens zeigt, das die Welt in sich einsaugen möchte."

Dies herrliche Meisterwerk ist der Universität Jena überwiesen und in dem dortigen Bibliotheksaale aufgestellt worden. Den Kopf hat der Künstler häufiger kopiert, Selbstwiederholungen (Brustbild) an d'Alton und anderweitig verschenkt. Sein eigenes Exemplar erbte seine Wittwe und gelangte nach deren Tode in den Besitz von Karl Maximilian Schreiner in Düsseldorf, einem Enkel des kunstsinnigen und angesehenen ehemaligen Buchhändlers J. H. C. Schreiner, dessen erprobte Freundschaft

Kolbe genoss. Es ziert jetzt das Museum zu Köln.*) Dagegen bewahrt Herr Schreiner die Kopie der Tizianischen Venus, ein meisterhaftes Bild von bezaubernder Frische und bestrickendem Liebreiz, welches heute noch so blendet, wie vor siebenundsechzig Jahren; und ferner eine höchst gelungene Kopie von Raphaels Madonna della Sedia, die Kolbe im Louvre zu Paris anfertigte, wo sich damals das unter Napoleon I. von Florenz entführte Original des unsterblichen Urbinaten befand. Von allen bekannten Nachbildungen der Madonna kommt diese Kolbesche dem Original wohl am nächsten; selbst die vielbewunderte in der Dresdener Galerie ist nicht von so künstlerischer Schönheit.

Dauernder Nachruhm gebührt ihm aber vor allem durch sein zweites grosses Goethe-Bild.

Im rüstigen Alter starb Heinrich Kolbe, am 16. Januar 1836, in seiner Vaterstadt Düsseldorf. Er war verheirathet mit einer Französin,

---

*) *„Auf die dringende Bitte des mir und meiner Familie befreundeten Dichters Wolfgang Müller von Königswinter überliess ich ihm dies Goethe-Bildniss für seine Privatsammlung, wenn auch ungern. Nach Müllers und seiner Gattin Tode wurde die Gemäldesammlung öffentlich versteigert. Bei dieser Gelegenheit erwarb Geheimrath Oppenheim zu Köln das Goethe-Bildniss; er machte dasselbe dem Kölner Museum zum Geschenk. Auf Oppenheims Ersuchen gab ich damals eine Erklärung ab, welche Bewandtniss es mit diesem Goethe-Bildniss gehabt hat; diese Erklärung befindet sich in den Akten des Museums zu Köln." Briefliche Mittheilung des Herrn Regierungs-Oberbuchhalters Schreiner.*

geb. Planchon, die 1870 entschlief. Der einzige Sohn Etienne, ein begabter Figurenmaler, ging schon im Jahre 1834 den Eltern im Tode vorauf.

Goethe schätzte den Maler Kolbe zeitlebens: das junge strebsame Talent hatte er nach Kraft und Verdienst zu fördern gesucht, dem gereiften Künstler sass er gern und erwies ihm mannigfache Zeichen persönlicher Theilnahme und aufrichtiger Anerkennung.

Wahrscheinlich war Kolbe bei Goethes Geburtstagsfeier 1826 in Weimar anwesend, der Goethe selbst nicht beiwohnen konnte. Es fand sich nämlich in seinem Nachlass ein Manuskript: Einleitung zu des Dichters Worten, gesprochen von Goethe, dem Sohne, beym Festmahle des 28. Aug. 1826. Diese zwei Blätter umhüllen ein gedrucktes Einzelblatt: Am acht und zwanzigsten August 1826., eigenhändig unterzeichnet: Weimar Goethe. Die Weimarische Zeitung brachte keinerlei Bericht, auch in dem Heft „Zu Goethes Geburtstage. Weimar, den 28. August 1826“ sind weder die poetische Einleitung noch das dreistrophige Gedicht veröffentlicht.*) Letzteres wurde erst 1833 in die nachgelassenen Werke aufgenommen; ausserdem war es die Beilage zu Goethes letztem Billet an Frau von Stein. Die

---

*) *Wie aus Hirzel zu ersehen. Ein Exemplar der kleinen acht Blätter umfassenden Schrift besitzen weder die Königliche Bibliothek in Berlin noch die Grossherzogliche Bibliothek in Weimar. Auch meine Anfrage bei mehreren Goetheforschern verlief ohne Ergebniss.*

von dem Sohne August gesprochenen Verse sind meines Wissens bisher unbekannt geblieben; ihre Kenntniss verdanken wir somit Kolbe, nach dessen als theures Andenken werth gehaltenem Exemplar sie hier zum Beschlusse stehen mögen, gemeinsam mit Goethes Gruss:

Wenn der Entfernte, dem dies Fest beschieden,
Mit Ernst und Frohsinn seinen Tag durchlebt;
Theilnehmend stets an allem, was hienieden
Der Mensch erfunden, was mit Kraft erstrebt;
Erfreut er sich des Kranzes reicher Blüthen
An der Versammlung, die sich heut gewebt.
Er sendet Euch von neuer Jahres Pforte
Durch meinen Mund die liebevollen Worte.

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freyste Blick;
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreyt, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der That.
Ein zweyter kommt sich anzuschliessen,
Mitwirken will er, mitgeniessen,
Verdreyfacht so sich Kraft und Rath.

Von äusserm Drang unangefochten
Bleibt Freunde so in Eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen;
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Nun lasst Euch Edle solchen Dank gefallen,
Die Ihr Euch oft schon solchem Fest verbunden;
Er wird von hier in alle Weite schallen,
Wenn gleich zuerst gewidmet solchen Stunden.
Ein bleibend Zeugniss aber sey uns allen
Des Dichters Band um diesen Kranz gewunden.
Von meiner Hand sey noch zum Schluss bethätigt
Das flüchtige Wort vervielfacht und bestätigt.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Kunsthistorische Schriften von Dr. Theodor Gaedertz.

Adrian van Ostade. Sein Leben und seine Kunst. Lübeck, von Rhoden'sche Buchhandlung. 1869. Broch. 3 Mk.

Hans Holbein der Jüngere und seine Madonna des Bürgermeisters Meyer. Mit den Abbildungen der Darmstädter und Dresdener Madonna. Lübeck, Karl Bolhoevener. 1872. Broch. 1 Mk. 50 Pf.

Rubens und die Rubensfeier in Antwerpen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1878. Broch. 1 Mk. 50 Pf.

Hans Memling und dessen Altarschrein im Dom zu Lübeck. Mit einem Plane. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1883. Broch. 3 Mk.

Kunststudien. Gesammelte Aufsätze aus dem Gebiete der bildenden Kunst und Kunstgeschichte. Lübeck, Max Schmidt. 1889. Broch. 4 Mk.

Schriften von Karl Theodor Gaedertz

aus dem Verlage von **C. Ed. Müller** in Bremen.

Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert. Mit dem bisher unbekannten von **Johanna Frommann** gemalten Portrait **Wilhelmine Herzlieb's** und Facsimile. **Zweite vermehrte Auflage.** 1889. Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk. 20 Pf.

Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur. Mit der ersten authentischen innern Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranach's Pyramus und Thisbe. 1888. Broch. 2 Mk. 40 Pf.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Kultur- und Kirchengeschichte. 1888. Broch. 4 Mk.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wyn. Nebst andern Briefen zur deutschen Litteratur. 1888. Broch. 1 Mk. 80 Pf.

Briefe

von

Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk

an

Karl Morgenstern

herausgegeben

von

F. Sintenis.

Dorpat.
W. Gläsers Verlag.
1875.

Von der Censur gestattet.
Dorpat, den 9. December 1874.

Druck von W. Gläser in Dorpat 1874.

Meinem geliebten Vater

zum 21. Jannar 1875.

Die hier mitgetheilten Briefe und Briefstellen stammen aus der weitläufigen Correspondenz K. Morgensterns. Derselbe hat außer manchem andern handschriftlichen Nachlasse 18 Quartbände, Briefe an ihn enthaltend, der hiesigen Universitätsbibliothek vermacht.

Diese Briefe sind von den verschiedensten Personen geschrieben; Morgenstern hat das Geschick gehabt, in seinem langen Leben, besonders aber in den Jahren vor seiner Einwanderung 1802, mit allen Personen von Bedeutung, welche für seine Bestrebungen Interesse haben konnten, bekannt zu werden. Auch hatte er das Glück, alsbald nach seinem ersten literarischen Auftreten die Augen der gelehrten Welt auf sich zu ziehen; man versprach sich, wenn man den herzlichen Briefen von F. A. Wolf, Heyne, Eichstädt, Buttmann, Joh. Müller 2c. Glauben schenken darf, sehr viel von ihm; auch die hier mitgetheilten Zuschriften von Goethe, Schiller, Kant und Wieland bezeugen diese Thatsache. Ich weiß wohl, daß die nachfolgenden Briefe nichts wesentlich Neues enthalten; aber ich meine, daß sie doch einiges Interesse beanspruchen können.

Nach welchen Grundsätzen sie ausgewählt sind, wird jeder Kundige leicht erkennen; auch wird man nicht ungern sehen, daß die vom Herrn Verleger in der Dörptschen Zeitung vor mehreren Jahren abgedruckten Briefe Goethes und der Seinigen hier wiederholt sind. Die bezüglichen Zeitungsnummern waren schon vergriffen, als Hirzels Neuestes Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek vom August 1874 hierher gelangte.

Schließlich sind aus Morgensterns Tagebüchern Reiseberichte verwandten Inhalts mitgetheilt, welche immerhin bekannt zu werden verdienen.

Dorpat, den 8. December 1874.

Der Herausgeber.

1.

Goethe an Morgenstern.

Weimar, den 18. Juni 1795.

Die Schrift, die Sie mir gefällig mittheilten, erhielt ich zu eben der Zeit, als Herr Professor Wolf sich bei uns befand und lernte also zu gleicher Zeit diesen trefflichen Mann und seinen würdigen Schüler kennen. Ich danke Ihnen recht sehr für das übersandte Buch, das mir eine angenehme und belehrende Unterhaltung gegeben und zugleich eine weite Aussicht auf das, was wir von Ihnen zu erwarten haben, eröffnet hat.

Ich wünsche Ihnen eine dauerhafte Gesundheit um dasjenige ausführen zu können, wozu Sie uns Hoffnung machen.

Goethe.

2.

Schiller an Morgenstern.

Jena, den 9. Juli 1795.

Ich bin beschämt über meine Nachlässigkeit, daß ich Ihnen über Ihre gütige Zuschrift und Ihr schönes Geschenk noch nicht meine Dankbarkeit bezeugt habe. Beydes hat mich sehr erfreut, und der Werth des letzteren, welches überal den geistreichen Denker und den treflichen Kenner der Alten zeigt, rechtfertigt den hohen Werth, den ich auf die erstere, und auf die gütige Meinung lege, die Sie mir darin zeigen. Alles Glück das Ihrem entschiedenen Talente gebührt, begleite Sie auf der schönen Bahn, die Sie wandeln. Rechnen Sie dabey auf die lebhafteste Theilnehmung

Ihres
aufrichtigergebenen
F. Schiller.

3.

Kant an Morgenstern.

An Herrn M. Morgenstern in Halle.

Königsberg den 14. August 1795.

Für das Geschenk Ihres Werkes de Platonis republica, welches Sie nicht blos mir, sondern der philosophischen Welt machen, statte ich Ihnen, würdigster Mann! den verbindlichsten Dank ab. — Ich werde daraus viel lernen, vornehmlich auch in Beziehung auf die Stelle pag. 193 und ich glaube an Ihnen den Mann zu finden, der eine Geschichte der Philosophie, nicht nach der Zeitfolge der Bücher, die darin geschrieben worden, sondern nach der natürlichen Gedankenfolge, wie sie sich nach und nach aus der menschlichen Vernunft hat entwickeln müssen, abzufassen im Stande ist, so wie die Elemente derselben in der Kritik d. r. V. aufgestellt werden.

Von Ihrem aufblühenden Genie, dessen Fruchtbarkeit sich in seiner ersten Erscheinung schon so vortheilhaft äußert, läßt sich viel erwarten und auch hoffen, daß die Glücksumstände sein Gedeyen begünstigen werden; als welches innigst wünscht

Ihr ganz ergebener treuer Diener

I. Kant.

4.

Falk an Morgenstern.

Weimar, Sonntag vor Michaelis [27. September] (1795?)

Lieber Morgenstern.

Wirst Du mir vergeben, daß ich ohne Abschied von Dir zu nehmen Halle verlassen habe, wirst Du es mir verzeihen, daß ich erst jetzt nach einer mehr als achttägigen Abwesenheit an Dich schreibe? Es trieb mich von Halle fort. — — Gute und böse Tage habe ich seitdem verlebt, aber nur von den guten will ich Dir, dem Guten, Rechenschaft ablegen. Goethe hat mich mit all

der stillen Liebe und Freundschaft aufgenommen, als ahndete es ihn, daß wir vielleicht Hand in Hand unter den geheiligten Schatten des Helikons lustwandeln dürften. Und Wieland! Wieland! Laß es Dir von Anfang erzählen. Ich erhielt dieser Tage einen Abdruck der Gebete aus dem Göttinger Musenalmanach. Diesen theilte ich Böttger (sic!) mit. Böttger führt mich zu Wieland und spricht von diesem unvollkommenen Versuch mit Begeisterung. Wieland wird neugierig. Böttger muß vorlesen. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hört Wieland, nur zuweilen unterbricht er den Vorleser durch ein lautes Bravo oder beugt sich bei einem satyrischen Seitenhieb schalkhaft lächelnd über seinen Lehnsessel. — Böttger schließt und Wieland springt auf, umarmt mich wie ein Vater seinen Sohn und spricht über mich das große Wort der Weihe..... Mein Herz war tiefgerührt. Der Enthusiasmus des großen Dichters, die liebenswürdige Heftigkeit, mit der er mich als einen ächten Sohn Apollon's begrüßte, die Innigkeit, mit der er versicherte, seit mehreren Jahren hätte kein deutsches Gedicht diesen Eindruck auf sein Herz und seine Phantasie gemacht. — Ich kann Dir ja das wohl Alles wiedererzählen, Dir, vor dem mein ganzes Herz offen daliegt und der mich auch in dem seinigen ohne Rückhalt lesen läßt und selbst die schwächsten Seiten nicht argwöhnisch verdeckt. „Dies ist, fuhr Wieland fort, wahrer poetischer Geist und selbst die hypercritisirenden jenischen Kritiker wissen dies und werden es eingestehen: Hier ist Gottes Finger! — Der Geist Juvenals ruht zehnfach auf Ihnen, junger Mann. Das ist nicht Nachahmung; sein Geist selbst ist aus seinem Grabe hervor. Hier ist mehr als Boileau. Welch eine Wollust für mich am Abende meines Lebens noch einen jungen Mann zu sehen, der nun nach der herrlichen Reihe großer ausländischer und einheimischer Dichter von Homer und Juvenal an bis auf Bürger und Haller wieder einen ganz eigenen Weg einschlägt und seine eigene Originalität behauptet. Wo ist dies Stück abgedruckt?“ — Im Göttinger Musenalmanach. — „Ich beneide den Göttinger Musenalmanach deshalb. Warum wird mir für meinen Merkur

nicht einmal ein desgleichen Stück zu Theil?" — Ich habe ihm eins versprochen. — „Wie haben Sie in diesem durchaus verdorbenen Zeitalter Ihren Geschmack so rein von all dem Firlefanz und Flitterstaat und Ihre Sprache rein von Inversionen und Grammatikalien erhalten?" — Durch die Lectüre Ihrer Schriften. — „Ach, fuhr er fort, es ist eine traurige Zeit; Jungen, die ich noch ohne Hosen gekannt und herumlaufen sah, schreiben an mich und belehren mich, worin das Wesen der Poesie bestehe und daß Märchendichtung gar keine Poesie sei. Wenn ich was lesen will, so muß ich gewöhnlich meinen bestaubten Schulriemen aufschnallen und da etwas hervorlangen. Alles Neue widersteht mir. Da hab' ich jetzt Freund Goethens Meister. Dieser unterhält mich. Hier sind scharfe Umrisse; nur selten daß er seine Darstellung nicht festgreift und mit sicherer Hand durch den Zauber seiner Kunst hinstellt. Es ist wahr, man findet hier keine vorzüglichen Charactere. Der Character der Philine ist — eine H.... Ich kann zwar nicht versichern, ob der Verfasser die Natur genau copirt hat — einige versichern es — ich bin in dieser Art Natur zu wenig bekannt und kenne die Spuren bloß aus den Schriftstellern. Aber man fühlt es, der Character ist wahr und lebendig aus der Natur gegriffen. Nur selten stößt man auf kleine Sprachunrichtigkeiten und selbst die hätte er verwischt, wenn er mir dies Werk so wie manche früheren zur Durchsicht mitzutheilen Zeit gehabt hätte. Er pflegt auf meine Erinnerungen viel Rücksicht zu nehmen." — Nachdem wir noch über Dies und Jenes geschwatzt hatten, gingen wir zusammen in den Park. — Im Park persiflirte er mit vieler Laune die massiven dorischen Säulen, auf die der Herzog mit unsäglichen Kosten ein oder zwei Kämmerchen anlegen läßt. „Diese schrecklichen Steinmassen, diese furchtbare Grundlage und darüber so ein unbedeutendes Gebäude kommt mir grade vor, als ob man eine Schiffsbrücke à la Xerxes schlagen wollte um Krebse zu fangen."

— — —

5.

Falk an Morgenstern.

[Gotha, November? 1796.]

— — —

Wieland ist bei seinem Hiersein vom ganzen Hofe mit einer Art von Idolatrie aufgenommen worden. Er hat mit dem regierenden Herzog und der Herzogin tête à tête gegessen. Der Herzog hat ihm sehr viel bewilligt in Rücksicht seines Gutes Osmannstädt. Er hat ihm sogar ein jährliches Deputat von Wildbrett für seine Küche festgesetzt u. s. w.

— — —

6.

Falk an Morgenstern.

Weimar im December 1796.

— — Von etwas Anderem. Wieland hat Deine Recension der Stollbergischen Dialogen in der Bibl. d. sch. Wiss. mit wahrem Vergnügen gelesen und hat mir aufgetragen, Dir etwas recht Artiges darüber zu sagen. Ich weiß aber eben nichts Artigers, als daß W. sie gelesen hat und sie eben so scharf als gründlich, ebenso gelehrt als human findet und daß Dein Freund dieser Meinung mit ganzem Herzen beitritt. Goethe und Wieland zusammen zu sehen ist eine wahre Herzenslust. Ich spreche sie Beide beinah täglich und Goethen fast noch mehr wie Wieland. Sie sind jetzt enger verbunden wie jemals. Wieland schüchtern, verlegen, jungfräulich, der von Winkel zu Winkel schleicht, immer durch Umwege geht und bald nach seiner Schnupftabaksdose, bald nach seinem Schnupftuch greift, dabei immer im Begriff sich selber zu verlieren und dagegen Goethe fest, männlich einherschreitend, die Hände am Leibe etwas steif herunterhängend, zuweilen beinah so, als ballte er die Fäuste und wollte Männiglich in der Gesellschaft zu Boden rennen. So ihr Körper und ihre Seele; ihre

Art zu sein und sich auszudrücken beinahe eben so verschieden. Wieland mit aller Bedachtsamkeit des Alters und einer grenzenlosen Bonhommie immer auf seiner Hut, Alles zum Besten deutend, so ganz seinem gefühlvollen Herzen und seiner zarten Organisation hingegeben, daß er selbst einen Vatermörder entschuldigen würde, weil es ihm unendlich weh thut die Menschheit so unendlich heruntergesunken zu sehen — — kurz ein Mensch, der mit Körper und Seele zugleich, vermöge einer angeborenen jungfräulichen Schüchternheit, überall ausweicht und anzustoßen fürchtet, der sich bei einer jeden Hausthür (moralisch und physisch genommen) tief und krumm zusammenbückt, weil er sich für alle zu groß scheint; da hingegen Goethe so prall und grade hinläuft, als wollte er jeden Schlagbaum nieder= oder seinen eigenen Kopf einrennen. Neulich im Club z. B. gerieth Wieland in einen liebenswürdigen, mit etwas Pfiffirlichkeit untermischten Eifer, daß die jungen Leute so viel Thee tränken, da doch Thee offenbar schwäche.

Goethe: (mit aufgehobenem Rockschooß am Ofen stehend und mit vorstrebender Brust sich hin und her bewegend) Da irrst du, Herr Bruder, Thee schwächt.

Wieland: Wieder ein Paradoxon!

G. O ich habe Gründe dafür genug und satt.

W. Um nur mit meinem schwächsten Argument anzufangen —

G. Das thue ja nicht, Herr Bruder, um's Himmels willen nicht. Immer die stärksten voraus. Ich habe mich verzweifelt ausgerüstet.

W. Also erstlich wirst Du nicht leugnen können, daß trotz aller Deiner Sorbisterei aufgekochte Kräuter von schädlicher Natur und laues Wasser —

G. Also der Thee schwacht, willst Du sagen?

W. Ja, doch ich —

G. Also der Thee starkt, sag' ich.

W. Und schwacht nicht?

G. Stärkt und schwächt.

W. Stärkt und schwacht?

G. Wie jedes Corroborans zu häufig genommen. Man stärkt sich zu sehr.

W. Aber das Gift darin?

G. Es giebt kein Gift.

W. Ein neues Paradoxon!

G. Alles kommt auf die Dosis an. Auch Champagner kann Gift werden.

W. Am Ende wird der Sophist noch gar behaupten, wir stürben nicht.

G. Ei, das lassen wir so bleiben

W. (weggehend) das wird zu toll.

G. (ihm nachrufend) Geh nur, Alter! sonst provocire ich auf unsre Unsterblichkeit und Du hast verloren.

Nun vergleiche diese Art zu disputiren psychologisch mit meinen vorigen Behauptungen. Wieland, wenn ihm Goethe so ein Paradoxon in den Weg wirft, stutzt und steht eben so verlegen da, als wenn ihm plötzlich Jemand den Weg verliefe oder Stirn an Stirn mit ihm zusammenstieße. — — — Herder hab ich noch nicht gesprochen, will auch nicht. Ich sah ihn bei Goethe. Seine breite, pfäffische Sinnlichkeit widersteht mir.

[Morgenstern bemerkt dazu: Falk dachte späterhin, bei genauerer Bekanntschaft, von Herder ganz anders.]

7.

Dyk an Morgenstern.

Leipzig, den 15. Januar 1797.

— — —

Die Almanache auf 97 habe ich große Lust zu übergehen. In allen Journalen liest man so viel davon, daß man es satt bekommt. Dem Falkischen kann ich wenig Geschmack abgewinnen.

— — —

8.

Dyk an Morgenstern.

[Leipzig], den 6. Februar 1797.

— — —

Ist Nicolais herrliche Antwort schon in Halle? Wer mag die Berlocken geschrieben haben? Sollte unser Falk es nicht herausbringen können?

— — —

9.

Böttiger an Morgenstern.

Weimar, den 16. Februar 1797.

— — —

Unser lieber Falk hat mir einen kleinen Verdruß zubereitet. Als er das erstemal hier war, borgte ich ihm ein Manuscript von Goethes Jahrmarkt von Plundersweilern. Offenbar sind einige Ideen in seinen satyrischen Kupfern auf die Kantische Scharlatanerie daraus entlehnt und man sieht mich darum, wie billig, hier scheel an.

— — —

10.

Dyk an Morgenstern.

Leipzig, den 20. April 1797.

— — —

Der Mücken-Almanach ist wohl von Reichardt? Aber von wem sind die Trogalien? von Falk? In letzteren ist ächte poetische Sprache, die im Mücken-Alm. fehlt. Ich könnte auch noch 4—6 Bogen Anti-Xenien liefern. Aber Alles hat seine Zeit!

— — —

11.

Dyk an Morgenstern.

Leipzig, den 25. November 1797.

— — —

Eine Recension von Falks heil. Gräbern zu Rom kommt hinein [in die Bibliothek d. sch. Wiss.], mit der er gewiß zufrieden sein wird. Sein Almanach liegt nun auf meinem Tische und ich werde Ihnen nächstens darüber schreiben. Ihn sofort anzuzeigen würde Partheilichkeit verrathen, die wir uns nicht zu Schulden dürfen kommen lassen.

Mit den Gegengeschenken an Schiller und Goethe, hoffe ich, werden Sie zufrieden sein.

— — —

12.

Falk an Morgenstern.

Weimar, den 1. März 1798.

Bemerke nur, wie systematisch mein Kopf wird, seitdem ich geheirathet habe. Ich weiß schon Datum und Jahreszahl, und das ist immer ein gutes Zeichen bei einem Poeten! Beinahe fang' ich selbst an zu glauben, daß noch etwas in der Welt aus mir werden wird. Was ich hier treibe? Allerlei. Ich lese jetzt unausgesetzt wieder die Alten, denn die Engländer und Franzosen hab' ich herzlich satt, es ist mir zu viel Manier darin. — Hier und in Jena hat der Muhamedismus sehr gefallen, nächst ihm die Reisen des Scaranuz. — Es freut mich, daß die Umarbeitung der Helden und der Menschen keine undankbare Arbeit gewesen ist. — Die heiligen Gräber kommen auf Ostern. Ich feile hin und her, aber es giebt Fehler, die so in die Grundfäden verwebt sind, daß man sie nicht herausbringen kann, ohne das ganze Gewebe zu zerreißen. Die Ausbildung zu einem Dichter setzt gar zu viel voraus; den Besten selbst gelingt es nicht immer sie in ihrem ganzen Umfange zu erreichen. Bürger z. B. hat ein bren-

nendes, glühendes Colorit, bei Goethen ist es unscheinbar. Klopstock wirft ihm vor, er verstehe die Sprache nicht, und unter uns, Klopstock hat nicht Unrecht. Voß sagt irgendwo: „Viele Gedanken sind keines metrischen Ausdrucks fähig, z. B. ruhige Beschreibung u. s. w. Was also da? lauter gelassene Wortfüße, wie sie von selbst kommen? (so macht es Goethe). Im Gegentheil: die sorgfältigste Auswahl edler und harmonisch zusammengestellter Versfüße, die fröhlichste Mischung des Klanges und so mehr, je weniger sonst der Gedanke belebt werden kann." Alles dieses vernachlässigt Goethe, ja selbst da, wo man glaubt, der Stoff müßte ihn heben und tragen, läßt er sich fortschleppen, und wo gar der Stoff ihn verläßt, wird er so unerträglich kraftlos und matt, daß jeder, der einen etwas tiefern Blick in das Wesen und in den Bau unserer Sprache gethan hat, ihn unwillig aus der Hand werfen wird. — — Aber die Ausführung macht noch nicht allein den Meister, obgleich sie vielleicht zu ihrer ganzen Vollkommenheit ein halbes Leben erfordert. — Characterzeichnung, das feste Auge, die feste Hand, alles dies hat Goethe und auch dies erfordert ein Menschenleben. Voß und Goethe in Eins verschmelzen, gäbe einen Homer, aber unter dem Monde soll nichts vollkommen sein. So viel ist gewiß, daß Voß trotz alledem doch wohl länger leben wird, als Goethe [? Morgenstern] und wie mich dünkt aus folgenden Gründen (diese mündlich!) Ein wiederholtes Studium von Voß hat mich lebendig überzeugt, daß dieser große, bescheidene Mensch noch lange nicht auf dem Punkt bei uns steht, auf dem er zu stehen verdient. Alle unsere Prosaiker von Garve und Engel an bis auf Wieland und Goethe, Klopstock selbst nicht ausgenommen, müssen bei ihm in die Schule gehen und lernen, was Rhythmik und Periodenbau heißt, wofür noch gar Niemand im Norden ein Ohr hat. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr. Vossens mythologische Briefe, ungeachtet des zuweilen gezwungenen Ausdrucks, müssen bei Jedem, der ein deutscher Prosaiker werden will, auf dem Tische liegen. Mich ekelt das heisre, partheiische, einseitige Geschrei und Geschwätz von Leuten, die auf jeder Seite und in jedem Worte zeigen, daß

sie für Alles dies weder Sinn noch Verstand haben. Von Böttiger, Goethe, Herder als Menschen ein Mehreres, wenn Du zu mir kommst.

— — —

13.

Böttiger an Morgenstern.

[Weimar], den 9. September 1798.

In diesem Augenblicke, wo die Post schon schließt, erhalte ich noch von unserm ehrwürdigen Vater Wieland folgendes schöne Brieflein für Sie zugeschickt. Warlich, Sie können etwas stolz sein auf einen solchen Brief! Wieland schreibt selten und am seltensten solche Briefe. So schreibt er nur an seine Schwiegersöhne. Er muß Sie sehr lieb haben. Aber das heißt auch jure meritoque. Wer Sie auch nur kennen lernte, macht Chorus. Möchten wir uns doch näher bleiben! Gruß und Freundschaft! Unwandelbar treu Ihr

B.

14.

Wieland an Morgenstern.

Oßmanstädt, den 9. September 1798.

Herzlichen Dank, mein liebenswürdiger Freund, für das freundschaftliche Briefchen und das litterarische Geschenk, womit Sie mich vor Ihrer Auswanderung an die Ufer der Ostsee zu beschenken die Güte hatten. Ich betrachte sie als ein Unterpfand, daß Sie mich auch in dieser weiten Entfernung nicht vergessen und mir, so lange ich noch unter den Sterblichen walle, von Zeit zu Zeit ein lebendiges Wort der Freundschaft über die Berge und Ebenen, die uns trennen, zurufen werden. Mir haben Sie besonders in den wenigen Augenblicken, da ich Sie bei Ihrer letzten Anwesenheit in Weimar sprechen, oder vielmehr nur sehen konnte

ein unauslöschliches Verlangen Ihnen dem Geist und Körper nach immer nahe zu sein zurückgelassen. Der köstliche kleine Aufsatz über Rafaels Madonna in der Dresdener Gallerie hat meine eignen Gefühle bei dem beatifiquen Anschauen dieser zugleich so himmlischen und rein menschlichen Erscheinung sehr lebhaft und innig wieder aufgeweckt. Wie gewiß es auch ist, daß ein so gefühlvoller und dem göttlichen Plato so nahe verwandter Contemplator wie Sie, er wolle oder wolle nicht, immer viel Subjectives in ein Kunstwerk von dieser sublimen Art hineinlegt, so gesteh ich doch gern, daß die 63 Jahre, die ich hatte, als ich diese Madonna sah, mich noch nicht so abgekühlt hatten, daß ich nicht nahezu eben das bei ihrem Anschauen empfunden und gedacht hätte, was nur Sie, m. Fr., so schön ausdrücken konnten; und wäre mir die Wahl überlassen worden, ob ich Besitzer dieses einzigen Bildes oder mit Ausschluß desselben aller übrigen Schätze jener herrlichen Poikile sein wollte, ich würde mich keinen Augenblick bedacht haben, dieser christlichen Venus Urania das große Opfer zu bringen.

Von dem übersetzten Opuscule des anonymen Schotten habe ich in den wenig Stunden, seit ich es durch Ihre Güte besitze, nur einen Theil von Platons Leben — und Ihren eigenen hinten angefügten mir sehr interessanten Excursus gelesen, ohne welche jenes seichte Geschreibsel des Ungenannten kaum des Druckes werth gewesen wäre. Wie unendlich Viel, mein Theurer, haben Ihnen Alle, die bisher noch über Plato und seine Werke geschrieben haben noch zu leisten übrig gelassen! Aber es wird auch das Hauptwerk Ihres ganzen Lebens seyn, welches der gute Genius der Menschheit Ihren Jahren gleich machen wolle!

Gegen die Aechtheit der Platonischen Briefe habe ich immer große Zweifel gehegt, davon ich mich nicht los werden kann und [illegible] auch der Excursus nicht [illegible] ist. Es repugnirt unauflöslich meinem innersten Gefühl, wenn ich [illegible] zu glauben, daß Plato so gedacht und geschrieben haben könne. Ich habe beinahe Lust dieß mein Gefühl künftig einmal durch eine genaue Analyse des längsten 7. Briefs in einem Stücke des attischen

Museums zu rechtfertigen. Doch wünschte ich, daß Sie noch vorher irgend eine müßige Stunde (was wohl so bald nicht möglich sein wird!) finden möchten, um mir Ihre Gedanken über diese Sache etwas ausführlicher mitzutheilen.

Auch das Problem, welche Dialogen Plato in seiner Jugend (i. e. unter dem 30. Jahr) geschrieben, wünschte ich einst von Ihnen scharf erwogen und aufgelößt zu sehen. Die Nachrichten der auf uns gekommenen Biografen der alten Filosofen sind so jämmerlich nachläßig und unkritisch, daß sie beinahe gar keinen Werth in meinen Augen haben. Plato war etwa 28 Jahr alt, da Sokrates starb: sollte er so jung und unreif schon Schriftsteller zu sein und seinen Lehrer über μετέωρα dogmatisiren zu lassen die Präsumzion gehabt haben? — Ueberhaupt macht es uns der gänzliche Mangel an chronologischer Genauigkeit, woran die Alten beinahe ohne Ausnahme laboriren, gradezu unmöglich in der Geschichte der merkwürdigsten Menschen jener Zeiten recht klar zu sehen; und die Filologen bedenken, dünkt mich, noch immer zu wenig, wie so gar viel auf das distingue tempora ankommt.

Wie manches hätte nur gleich Ihr anonymer Schottländer ungeschrieben gelassen, wenn er den Unterschied der Zeiten bedacht hätte! Wie konnte es ihm z. B. nur im Traum einfallen zu sagen Plato habe sein Vaterland auf dem Gipfel seines Ruhms gesehen und Athen sei während seiner Lebenszeit ziemlich ununterbrochen ein mächtiger und unabhängiger Staat gewesen? — Sed haec ἐν παρόδῳ.

Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Freund, und mögen Sie in Ihrem neuen Aufenthalt reichen Erfolg für Alles, was Sie verlassen, finden. Meinem alten Freunde, dem Prediger Turner sagen Sie recht viel Schönes in meinem Nahmen. Sie werden einen sehr vorzüglichen, würdigen, gelehrten und braven Mann an ihm finden. Noch einmahl, leben Sie wohl und vergessen nicht Ihres Sie herzlich liebenden und ehrenden alten Freundes

Wieland.

15.

Falk an Morgenstern.

[Weimar im November 1798.]

— — —

Wallensteins Lager wurde hier, wie Du jetzt auch vielleicht schon aus der Welt Munde erfahren haben wirst, vorigen Monat [18. October] mit großem Zulauf ausgeführt. Das Ganze ist eine Einleitung zum Wallenstein und in oft ziemlich drolligen Knittelversen abgefaßt. Ueber 48 Personen sind in Thätigkeit. Für das Gesicht ist das Tableau ganz artig. Das alterthümliche Kostüm (Schiller und Goethe hatten hier zum Glück noch einige Uniformen von schwedischen Dragonern aufgefischt, die hier im dreißigjährigen Kriege vor Weimar erschossen wurden), die brennenden Wachtfeuer, die Soldatenknaben, die schon nach dem Beispiel der Alten auf einer ausgespannten Trommel würfeln, bis sie der Schulmeister fortjagt; ein blinder Musikant; die Marketenderinnen, mit denen die Soldaten tanzen, und dann ein Capuciner, der im Schweiß seines Angesichts die schnurrbärtigen Krieger wegen ihres Sündenlebens vermahnt, ihnen das Gewissen schärft:

Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommisbrote!

Alle diese sich auf und ab bewegenden Gestalten vergnügen für einen Augenblick, alsdann ermüdet das Auge, weil dem Ganzen die Haltung eines Kunstwerks, d. h. ein bestimmter Ruhepunkt bei fortschreitender Handlung fehlt. Es scheint für die ästhetischen Schöpfungen das nehmliche Gesetz zu gelten, was für die physischen gilt: Eine ewige Ruhe bei ewiger Bewegung. Der Zweck soll sein, den Zuschauer vorläufig mit den Sitten des Wallensteinschen Kriegsheeres bekannt zu machen: allein auf diese Art, wie Schiller es angefangen hat, könnte es noch statt 2 Stunden 2 Monate, ja zwei Jahre fortspielen, weil im Ganzen zu viel ist, was auf die Schilderung jedes Lagers eben so gut paßt als des Wallensteinschen. Daß außer dem großen Wallenstein noch ein kleiner Piccolomini

zum Vorschein gekommen ist, wirst Du auch wohl schon aus den Annoncen wissen. Kein Wunder! Wenn man so wie Schiller Jahre lang über was Großes brütet, daß auch noch am Ende was Kleines an den Tag kommt.

— — —

16.

Falk an Morgenstern.

Weimar, den 9. Januar 1800.

— — —

Vorigen Sommer brachten wir wohl 14 Tage auf Wielands Landgute Osmannstädt zu. Es war gerade Kirmeß und eine Zeit des Wohllebens und der Freude unter den Bauern, die sich jedem Gesichte mittheilte. — Mitten im Dorf, unter einer großen Linde wurde getanzt. Wielands Töchter und meine Frau mit wurden von den rüstigen Bauernburschen wacker auf dem grünen Rasen herumgeschwenkt. Es that mir wohl den ehrwürdigen Wieland zu sehen, wie der edle Greis im hundertjährigen Schatten der Linde dasaß und mit ruhigem Muth als Gutsherr den muntern Burschen Bescheid that, die ihm mit vielen Kratzfüßen einen Stuhl setzten und nach Herkommen ein Glas reichten. Hier kommen wir und unsre Kirmeßgäste doch wieder zusammen, sagte er zu seiner Frau beim Nachhausgehen, als wir an der Ecke des kleinen Dorfkirchhofs [waren], wo der Mond eben über die blauen, bescheidenen Kreuze bald mit hellen, bald mit dunkeln Schatten lief; und in der That will Wieland mitten unter seinen Bauern begraben sein. Sein kindlich frommes Gemüth läßt ihn auch im Leben unter diesen guten Menschen wohl sein. Die Frohn hat er aufgehoben.

— — —

Goethe arbeitet 1) an Mohamed nach Voltaire 2) an einem Gedichte über die Natur der Dinge im Geschmacke des Lukrez und 3) einer Fortsetzung der Iliade. — Hexameter sollte er sich

nun am wenigsten einfallen lassen machen zu wollen, da die seinigen volle 40 Jahr veraltet sind, noch ehe sie aus der Feder fallen. — Er sollte blos zeichnen und Colorit und Ausführung Andern übertragen. Dem Mohamed, diesem französischen Gespenst, ist er bedacht auf [dem] deutschen Theater einen Stand in Worten zu geben, denn weiter bringt er es doch mit aller Kunst nicht. Auch geschieht es auf hohes Verlangen. Die Emigranten, die unsern Herzog täglich umgeben, machen ein solches Verlangen begreiflich. Neugierig bin ich auf den 30. [Januar, der Herzogin Geburtstag]. Da wird er aufgeführt. — — — Schillers beide neueste Stücke haben bei viel Kraft in der Diction, Schönheit in Bildern und Sprache, d. h. bei viel rhetorischem Schmuck eine sonderliche Armuth in der Anlage und eine Inconsequenz in den Characteren, ein unbescheidenes Aufdringen des Dichters vom Helden des Stückes bis zum gemeinen Reiter herab, wie man es nur an Schiller gewohnt ist. Alle Augenblicke rückt er den Katheder hinter den Coulissen hervor! Auch hat er seinen Sohn dahin. Die Zuschauer haben bei der zweiten Vorstellung reihenweise geschlafen. Das ist also der hohe kritische Leisten, nach dem er unsere alte und neue Dichterwelt in seinen ästhetischen Briefen umschnitzen wollte! Nun wissen wir es! — Was Schiller nur andeutet, hat Herr Fr. Schlegel in seiner Lucinde ausgeführt und die neue Epoche in unserer Literatur hat also mit diesem und seinem treuen Schildknappen Ludwig Tyk [sic!] glücklich begonnen.

— — —

17.

Dyk an Morgenstern.

Leipzig, den 23. October 1801.

— — —

Die Recension von Wielands Musarion in unserer Bibliothek ist von Garve.

— — —

Ich mache Sie auf den Roman: die Reise auf den Brocken aufmerksam. Fichte, die Schlegels, De Luc und Consorten spielen darin Rollen. Auf dem Brocken findet jeder sein System und — nichts.

— — —

18.

Eichstädt an Morgenstern.

Jena, den 5 November 1801.

— — —

Jena blüht wieder auf, da Cur- Liv- Esthländer es (sehr zahlreich) wieder besuchen; auch freue ich mich den Sinn für Philologie hier allmählich erwachen zu sehen. Möchten nur die sereniss. Nutritores thätiger dafür sorgen, daß das aufkeimende Gute schneller und gewisser Wurzel faßte!

— — —

19.

Böttiger an Morgenstern.

Weimar, den 1. Mai 1802.

— — —

Vater Wieland arbeitet diesen Winter ungewöhnlich viel, weil er sich nur dadurch den Schatten seiner ihn stets liebreich umgebenden Gattin, deren Verlust für ihn unersetzlich ist, etwas fern halten konnte. Er hat die Liebe zur Wirthschaft verloren, seit seine Wirthin dahin gegangen ist, unde negant redire quemquam. Er will daher nur sein Haus und den Garten behalten. Die Wirthschaftsgebäude und den ganzen andern Flügel nebst Äcker und Gehölze will er für 16,000 Thaler verkaufen. Wissen Sie Jemand, der es schätzen könnte, Jahr aus Jahr ein Wielands nächster Thürnachbar auf dem Lande zu sein?

— — —

20.

Dyk an Morgenstern.

Leipzig, den 5. September 1802.

— — —

Die Briefe über Schillers Jungfrau von Orleans sind der Extract von zwischen Manso und mir gewechselten Briefen. Die Recension über Schillers Gedichte ist von Jacobs.

— — —

Anhang.

21.

Frau Rath an [Großmann].

Frankfurt, den 17. Juli 1781.

Lieber Herr Gevatter! Habe die 52 Stück Conv. thaler von Herrn Tabors Contor richtig empfangen und danke vor gute Zahlung. Mit den übrigen 500 f. dächte ich so; (:vorausgesetzt daß es Ihnen so behagt:) Herr Tabor gäbe mir zwey Wechsel auf Sich die Hälfte nehmlich 250 f. in der Zweyten Herbstmeß Woche 1781 — den andern in der Zweyten Ostermeß Woche 1782 zahlbar — den die ganze Summa auf einmahl möchte Herrn Tabor vielleicht nicht gelegen seyn — das machen Sie nun wie Sie's am schicklichsten glauben. — Denn Sie müssen längst überzeugt sein — wie viel Vertrauen ich in Ihnen und Ihren Verstands-Kasten habe. — Haben Sie die Güte mir nur zwey Worte über diesen meinen Vorschlag zu schreiben, damit ich mich darnach richten kan. Ich gebe Ihnen meinen vollkomnen Beyfall, daß Sie die kommende Messe wieder keine Seide gesponnen haben würden — ob's Böhme besser geht, darann zweifle ich sehr, die ersten 8 Tage ja das mag wohl gehen, aber das ewige gesinge und gespringe kriegen meine Lands Leutte zuverlässig bald satt. Ein großer Haupt und Ritterspaß ereignet sich vor jetzo schon — kein Teufel weiß wo Comedie gespielt wird — ergo kann sich auch niemand aboniren — Böhme hat den Sprengkel angenommen und von Bienenthal schwört Stein und Bein, daß er den kerl nicht in seinem Hofe leidet — Bienenthal hat nun auch (:wie Sie wohl wissen:) viele Feinde, die rathen also zu einer betternen-Hütte —

Meine Schauspiel Gesellschafterin die **Bettmännin** ist **in Embs** — Sie hat mir aufgetragen unsere bekannte Loge am Kopf **zu kriegen** — nun sitze ich wie's Kind bey Dreck (: mit Respect zu sagen:) niemand weiß wer Koch oder Keller ist — Was mich am meisten gaudirt ist, daß Bienenthal gar nicht hier sondern in Zweybrücken ist, und erst kurtz vor der Messe zurückkommt — Wenn's Ihnen Freude macht, mein lieber Herr Gevatter; so sollen Sie allen spectakel, groß und klein, dick und dinn — gut und böß — von mir treu fleißig vor gedramatisirt kriegen — denn alle die Zeit die ich mit Lotte und Hans Wölfgen Ballete getanzt, Ariadne gespiel[t], kartenhäußer gebaut — will ich diese Messe zum schreiben anwenden — und da sollen Sie denn (: wie billig:) auch ihren partikul davon genießen. Aber ums Himmels willen wie ist denn die Inokulation abgelaufen??? ich hoffe gut — da Sie mir nichts böses schreiben, Gott gebe es!!! Lotte muß ihr hübsches Gesichtgen behalten, und ich hoffe noch so lang zu leben, Sie als erste Liebhaberin auf dem Theater zu sehen — und Hans Wolf giebt ein Theseus als noch keiner auf Gottes-Welt war — Grüßen Sie mir ja diese lieben Geschöppfe — die Frau Gevatterin und Demoisell Flittner nicht zu vergessen.

Vordiesmahl Gottbefohlen. Ich bin wie immer

Ihre

wahre Freundin C. E. Goethe.

22.

Goethe an Döbereiner.

Herrn Bergrath Döbereiner Wohlgeboren

Franco Jena.

Weimar, den 14. März 1816.

Ew. Wohlgeboren

ersuche mir bald möglichst Nachricht zu geben wie Steinkohlen Theer

bereitet werde? Entweder schriftlich oder daß Sie mir eine Abhandlung in Druck darüber senden. Möge mein Vorsatz der Chemie

eine gute Stäte in Jena zu verschaffen ausgeführt werden! Da Ew. Wohlgeboren eine ruhige und bequeme Lage auf alle Weise hoffen dürfen Goethe.

23.

Goethe an ?

Es bleibt doch immer
dieselbe
geistreiche Caricatur.

G.

24.

Goethe an [Geh. Rath Voigt].

Wollten Ew. Excellenz die Gnade haben beykommend durch p. Müller oder sonst an die Behörde besorgen zu lassen. Das an mich gerichtete Schreiben liegt zu genauer Einsicht bey sowie meine Antwort in Concept. G.

25.

Ottilie Goethe an Freyherrn von Struve.

Wären Sie unverheirathet oder wüßte ich nicht wie freundlich Sie für alle Ihre Angehörigen sind, so würde ich mich sehr fürchten Sie um etwas zu bitten, was einer Unbescheidenheit sehr ähnlich sieht, — so aber bin ich überzeugt, daß Sie mir es nicht übel deuten werden. Ich möchte gern wissen, ob Sie über Berlin oder Dresden nach Petersburg zurückkehren und ob Sie wohl die große Güte in beiden Fällen hätten mir ein Päckchen oder Kästchen für meine Familie mitzunehmen. Was es enthalten darf, ob ungesiegelt, von welcher Höhe, Größe, Schwere bitte ich Sie mir nur ganz bestimmt auszusprechen, denn ich habe immer so

verschiedenartige Wünsche zu befriedigen, daß ich es ganz ein richten kann, wie es Ihnen doch am wenigsten unbequem. Habe Sie schon Nachricht von den Reisenden?

Auf jeden Fall Verzeihung Ottilie Goethe.

26.

Schiller an seine Schwester Christophine.

S. d. 6. November 1780.

Theuerste Schwester.

Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eil Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen übe mein Schicksal zu reissen.

Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Famili nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft seyn, wen ich sie nicht erwartet, und selbst befördert hätte, wenn ich sie nic als die nothwendigste Führung des Himmels betrachten müßt welcher mich in meinem Vaterland nicht glücklich machen wollt Auch der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, vo dem ihr und ich, Gottlob nur allein, abhängig sind. Ihr übergebe ich auch, meine Theuren, er erhalte euch vest und star meine Schicksale zu erleben, und mein Glück mit der Zeit m mir theilen zu können. Losgerissen aus euren Armen weis i keine bessere keine sicherere Niederlage meines theuersten Schaze als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfange und — das sei die lezte Träne die hier fällt.

Dein Verlangen mich zu Mannheim etabliert zu wisse kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Krei meines Glüks läge, dort zu seyn, so gern wollt ich die nähe Nachbarschaft mit den meinigen vorziehen, und dort Dienste z erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft m meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstützung zu sto gemacht hätte. Ich schreibe Dir gegenwärtig auf meiner Rei nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fach nicht feh

schlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil Aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben seyn mus. Auch ist es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connoissancen zu Berlin unterstüzen, ich nach Petersburg gehe. Erschrik nicht beste Schwester, daß soviel Meilen zwischen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr solt jedes meiner Verhängnisse mit mir theilen; ich suche mein Glück eben so sehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre, soll, wenn Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Bis dahin wache der Ewige über euch und mich.

Deine zweitnächste Sorgfalt wird ohne Zweifel mein Auskommen seyn. Zu Deinem und unserer zärtlichsten Eltern Trost kann ich Dir sagen, daß ich bis izt auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgardt gewohnt war. Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden, und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültig Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverain der Litteratur ist, aber Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im Voraus schätzt, und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen teutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken, als mein Glük nur allein durch die Medicin zu machen, und werde suchen innerhalb eines halben Jahres Doctor zu seyn. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute addressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die leztern benuzen will.

Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine *erste Pflicht* wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie 3 Monat früher oder später bezahlt werden, da die Zinse fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen izt schicken würde, an den Ort meines Glüks bringen. Das ist eine Billigkeit, die jedermann erkennen mus, und wofür wäre ich denn *solang* ein rechtschaffener Mann

gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel oder Halbjahr Credit machte? Sage dieses den Leuten, so wir alles sich zufrieden geben.

Noch einmal meine inniggeliebte Schwester vertraue au Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem 30 Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammen gebracht haben will. Grüße unsern besten allertheuersten Vate und unsere herzlichgeliebte gute Mutter, meine liebe redliche Louis und unsere kleine gute Nanette. Wenn mein Seegen Kraft ha so wird Gott mit euch seyn. Ein inneres starkes Gefühl sprich laut in meinem Herzen: „ich sehe euch wieder — Vertraut Got Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.“

Ich werde zu weich, Schwester und schließe. Wenn Du di Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch de Verhein[?] empfiehl mich. Ich kann nicht weiter schreiben. D schreibst mir wie bisher über Mannheim, ewig Dein treuer zär licher Bruder Frid. Schiller.

27.

Schiller an Kant.

Jena, den 13. Juni 1794.

Aufgefordert von einer Sie unbegrenzt hochschätzenden G sellschaft lege ich Ew. Wohlgeboren beiliegenden Plan einer neue Zeitschrift und unsre gemeinschaftliche Bitte vor, dieses Unte nehmen durch einen wenn auch noch so kleinen Antheil beförder zu helfen. Wir würden nicht so unbescheiden sein diese Bitte a Sie zu thun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den deu schen Merkur und die Berliner Monatsschrift beschenkt haben, z erkennen gäben, daß Sie diesen Weg Ihre Ideen zu verbreite nicht ganz verschmähn. Das hier angekündigte Journal wird all Wahrscheinlichkeit nach von einem ganz andern Publikum geles werden, als dasjenige ist, welches sich vom Geiste Ihrer Schrift nähret, und gewiß hat der Verfasser der Kritik auch diesem Publ

kum manches zu sagen, was nur Er mit diesem Erfolge sagen kann. Möchte es Ihnen gefallen in einer freien Stunde sich unsrer zu erinnern und dieser neuen literarischen Societät, durch welchen sparsamen Antheil es auch sein mag, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen ohne Ihnen, verehrungswürdiger Mann, für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewiesen haben. Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theil des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Theil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der That sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anmerkung ersehen und dies ist hinreichend mich über die Mißdeutung[en] zu trösten, denen ich mich bei andern dadurch ausgesetzt habe.

Nehmen Sie, vortreflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geist angezündet haben; eines Danks, der wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.

Ihr aufrichtiger Verehrer

Fr. Schiller.

28.

Schiller an [Matthisson].

Jena, den 25. August 1794.

Gestern, mein hochgeschäzter Freund, habe ich die Recension Ihrer Gedichte den Herren Redacteuren der Literatur-Zeitung ein-

gehändigt und die Versprechung erhalten, daß solche unverzügli abgedruckt werden soll. Mit dem Inhalt derselben werden S wie ich mir schmeichle, nicht unzufrieden sein. Ich glaube ve sichern zu können, daß ich gegen Sie gerecht war, und me braucht es nicht um Ihr Lobredner zu werden.

Zugleich lege ich die Anzeige der Monatschrift bei, von d ich Ihnen schon bei Ihrer Durchreise sagte und die nun zu ein schönen und glänzenden Erfüllung reift. Goethe, Herder, Eng Garve, Fichte, Gentz aus Berlin, Friedrich Jacobi und noch 4 b 5 andere sind diesem Unternehmen schon beigetreten und ich ha Hoffnung auch noch Kant zu bekommen. Auf Sie, mein vo treflicher Freund, habe ich sehr gerechnet, und wenn Sie d guten Willen, den ich Ihnen bei der Recension Ihrer Gedich zu zeigen suchte, belohnen wollen, so können Sie es nicht bess und weder für mich noch für das Publikum vortheilhafter thu als durch einen recht großen und thätigen Antheil an den Hore Diese werden um so mehr gewinnen, wenn Sie auf den Wunsc den ich mir in der Recension entfallen ließ, einige Rücksicht nehm wollen; denn alsdann können wir hoffen, daß Ihre Muse si vielleicht in einem etwas größeren Ganzen versuchen wird.

Außer diesem literarischen Anliegen habe ich Ihnen no ein anderes vorzutragen. Man ist in mich gedrungen, ein Musenalmanach herauszugeben, und ich gedenke noch zu Ende d laufenden Jahres den Anfang damit zu machen. Auch zu dies Sammlung, welche den Horen gar keinen Eintrag thun wird, ha ich schon mehrere vortreffliche Mitarbeiter und noch dazu solch die noch nicht in Musenalmanachen aufgetreten sind. Ich verlas mich aber vorzüglich auch auf Ihre Theilnehmung und lade S hiemit förmlich und inständigst dazu ein. Was aus Ihrer Fed fließt, wird mir willkommen sein. Der Contract mit dem Buc händler setzt mich in den Stand, Ihnen 4 Friedrichsdor für de Bogen anzubieten.

Und nun, mein hochgeschätzter Freund in Apoll, lassen S mich bald die Gewährung dieses doppelten Wunsches von Ihn

erhalten und geben Sie mir zugleich Nachricht, wie Sie mit meinem Urtheil in der L. Z. zufrieden sind. An Herrn Füßli, der so gütig war mir ein sehr schönes Exemplar Ihrer Gedichte zu übersenden, bitte ich Sie meine verbindlichste Danksagung zu machen. Sollten Sie demselben bald schreiben, so ersuche ich Sie bei ihm anzufragen, ob nicht der erste Band vom Wielandischen Shakespeare, der den Lear enthält, noch einzeln zu bekommen ist. Ich habe diesen Theil verloren und nun ist das ganze Exemplar mir manc geworden.

Verzeihen Sie, daß ich Sie in Einem Briefe mit so vielen Bitten belästige und geben Sie mir bald Gelegenheit Ihnen durch Thaten die Achtung zu beweisen, mit der ich bin

Ihr ergebenster

Schiller.

29.

Schiller an Kant.

Jena, den 1. März 1795.

Verehrtester Herr Professor.

Ich habe Ihnen im vorigen Sommer den Plan zu einer Zeitschrift vorgelegt mit der Bitte irgend einigen Antheil an derselben zu nehmen. Die Unternehmung ist zur Ausführung gekommen und ich lege Ihnen hier die zwei ersten Monatsstücke vor, herzlich wünschend, daß diese ersten Proben Sie geneigt machen möchten den vereinigten Wunsch unserer Societät zu erfüllen und unsere Schrift mit einem kleinen Beitrage zu beschenken.

Besonders wünschte ich, daß Sie die darin vorkommenden Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, als zu deren Verfasser ich mich gegen Sie bekenne, Ihrer Prüfung werth finden möchten. Es sind dies die Früchte, die das Studium Ihrer Schriften bei mir getragen, und wie sehr würde es mir zur Aufmunterung gereichen, wenn ich hoffen könnte, daß Sie den Geist Ihrer Philosophie in dieser Anwendung derselben nicht vermissen.

Mit unbegrenzter Hochachtung verharre ich

Ihr aufrichtigster Verehrer

Fr. Schiller.

30.

Charlotte v. Schiller an die Baronin Rosen.

à Madame la Baronne de Rosen née Baronne de Helwich
à Reval.

Weimar, den 1. December 1807.

Ich muß auf allen Wegen den Versuch machen Ihnen, theure unvergeßliche Freundin, Nachrichten von mir zu geben, die Ihre Theilnahme so freundlich von mir zu haben wünscht.

Im October erhielt ich durch den Herrn Kraft in Dresden einen Brief der theuren Frau von Helwich und da er sich erbot meine Antwort zu besorgen, so schrieb ich durch diesen Canal. Dieser Brief war auch an Sie gerichtet, an die lieben Schwestern, die eine der freundlichsten Erscheinungen sind, die das Schicksal mir zum Trost geben wollte, denn es ist eins der schönsten Gefühle der Glaube an Liebe und versöhnt mit so vielen Mißtönen, die die Harmonie des Lebens zertrümmern, daß Sie um mich mit so viel Liebe besorgt waren bei den traurigen Vorfällen, von denen wir Augenzeugen sein mußten, daß Sie für mich, für das liebste was mir das Schicksal verlieh, meine Kinder, besorgt waren und gern von uns wissen wollten. Das lohne Ihnen der Himmel. Ihren lieben Brief vom 7. habe ich auch richtig erhalten und fühle tief jeden Beweis Ihrer Theilnahme. Ich will nicht noch einmal auch Ihnen sagen, was ich voriges Jahr gelitten habe, was man leiden muß nur durch den Anblick so vieles Elends, welches der Krieg mit sich führt! — Das Leben hat für mich so schon Alles verlohren, was mich daran fesseln könnte, aber auch noch so viel Elend zu sehen, was sich Menschen unter einander zufügen, das verlöscht folgends ganz den Eindruck der Ruhe, die ich noch finden kann. Nur der Glaube an eine höhere Macht, die da, wo wir undurchdringliche Finsterniß ahnden, zum Bessren führt, kann uns eine Ruhe sein. Aber fragen möchte man immer, warum man gebohren werden muß um so vielen Schmerz zu er-

leben? und warum der Krieg in den Plan der Vorsehung gehört: der auf ganze Generationen so schreckliche Folgen mit sich führt. Ich preise Sie glücklich, theure Freundin, daß Sie nichts davon sahen und diese Eindrücke nicht in sich aufnehmen mußten.

Ich habe Ihrer Frau Schwester mitgetheilt, was ich von der Familie des Hofrath Meißners erfuhr; seine Angst und Sorgen, die ihm auch die Folgen des Kriegs hervorbringen mußten, haben vielleicht seine schwache Gesundheit auch zerrüttet. Daß seine Frau einige Wochen nach ihm starb, werden Sie auch wissen? Sein ältester Sohn, den ich voriges Jahr Gelegenheit zu sehen hatte, ist Arzt und hatte willens nach Prag zu gehen. Seitdem habe ich nichts von ihm gesehen. Die Frau von Reck, Ihre Landsmännin, die in einer langen Freundschaft mit Meißner lebte, hat gewiß sich des übrigen Theils seiner Familie angenommen, denn die Freunde des Verstorbenen haben sich in die Kinder getheilt.

Unser Arzt Harbauer ist in Paris vor der Hand; seine Verhältnisse und Existenz an dem Ort, wo er lebte, scheinen wohl aufgehoben; er war so glücklich dort und konnte viel nützen. Deswegen schmerzt mich die Ungewißheit seiner Lage noch mehr. Meinem Schwager, mit dem meine Schwester seit einigen Monden in Paris war, hat auch Harbauer das Leben gerettet. Er hatte Anfälle von Stickfluß, die schnelle Hülfe fordern. Wie ein guter Geist zeigt sich Harbauer mir und meiner Familie immer, wenn wir seine Hülfe brauchen. Voriges Jahr war er mehrere Tage in unserer Nähe. Er war freundlich und gutmüthig wie immer; er schrieb sich [die Adresse Ihrer] Frau Schwester auf, da ich eben einen Brief von ihr erhalten, [um ihr zu] schreiben. Sie wissen, daß er lieber hundert Meilen reisen könnte, [als einen] Brief schreiben. Wünschen Sie ihm Nachricht von sich zu geben, so senden Sie mir sie zu, denn ich hoffe doch ich werde immer wissen, wo er zu finden ist.

Meine Gesundheit ist nicht die beste, wenn das innere der Lebenskraft fehlt, der Muth zum Leben, so kann man auf keine Gesundheit rechnen. Aber jetzt leide ich viel an der Gicht, zumahl

am Kopf; und da ist einem das Leben unter anhaltendem Wehsein erst recht uninteressant. — Die liebsten Beschäftigungen werden einem verbittert, auch selbst die angenehmste Sorge ist Last. Auch meine Kinder leiden an katarrhalischen Zufällen, doch hindert es ihre Fortschritte nicht. Ich hoffe, sie haben das Glück ihre Anlagen so vielseitig wie möglich auszubilden und werden mir die Hoffnung leisten des Namens und Andenkens ihres geliebten Vaters sich werth zu zeigen.

Ich hoffe Ihre kleine, liebliche Karoline giebt Ihnen alle Freuden, die Sie als eine zärtlich liebende Mutter zu erwarten das Recht haben. Meine gute Mutter, die eben hier ist um den Sohn meiner Schwester zu pflegen, wünscht sehr Ihrem Andenken empfohlen zu sein. Sie sind uns immer eine freundliche Erinnerung.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Der Himmel sei Ihnen hold, liebe, theure Schwestern und gebe Ihnen Freuden. Mir erhalten Sie Ihr Andenken, Ihre Liebe und sagen es mir zuweilen.

Ihre

Charlotte von Schiller.

Aus Morgensterns Tagebüchern.

Diese Tagebücher sind nicht sehr ordentlich geführt, bestehen meistens aus einzelnen, zusammenhangslosen Notizen und sind nur hie und da anziehend. Ueberdies haben sie zweifelhaften Werth, weil nicht alle Notizen damals erhaltene Eindrücke und Nachrichten wiedergeben; es sind auch von späterer Hand und Tinte Zusätze aus lange nachher erschienener Schriften darin zu finden. Auf diese Weise sind besonders die zwei Bände Reiseberichte 1827 und 1828 gradezu unbrauchbar gemacht. Hier folgen Stücke aus dem Jahre 1808, für welche auch nicht unbedingt Gewähr geleistet wird.

Löbbichau 27. Sept. 1808.

In Morgenstunden blätterte und las ich in der Neuen Ausgabe von Goethes Werken, welche die Herzogin [Dorothea von Kurland, welche nebst ihren Schwestern Morgenstern in Löbichau besuchte] aus ihrer Handbibliothek (für die sie selbst sorgt) mir lieh. — — — Im 8. Bande ist der nun vollendete Faust, in welchem ich las, der Epilog zu Schillers Glocke und die Geheimnisse; vor letzteren ist jetzt die Zueignung [Der Morgen kam], die sonst an der Spitze der Werke stand, vorgesetzt und ohne Abschnitt, als gehörte sie dazu. Ich fragte Goethen selbst darum in Weimar, ob dies etwa ein zufälliges Versehen. Er schien das doch zu verneinen. Meines Bedünkens wäre aber die Zueignung besser an der Spitze der Werke geblieben.

In der That beginnen Band 8 p. 357 die „Geheimnisse" mit den 14 Strophen der „Zueignung", an welche sich ohne Absatz die „Geheimnisse" anschließen. Ich habe diese Anordnung der Ausgabe von 1808 nirgends erwähnt gefunden. Morgenstern erzählt aus den Tagen des Erfurter Congresses, wo er sich seit dem 1. October „in der Suite" des Kaisers Alexander befand:

Wieland behauptete überall sein freimüthiges, kindliches, rücksichtsloses Wesen. Ich hörte ihn zu einem französ. Offizier, der von ihm enthusiastisches Einstimmen in das Lob der französ. Tragödie zu erwarten schien: Si j'étais français, je le trouverais fort beau.

[Morgenstern erzählt von Weimar:]

Am folgenden Morgen (8. October) [1808] reiste Falk mit Wolfs [Pius Alex. und Amalie] wieder nach Erfurt. Ich war noch einige Augenblicke bei ihm; dann ging ich auf die Bibliothek. Oben auf der Treppe begegnete ich dem Geh. Rath v. Goethe. Wir sprachen einige Minuten zusammen über das französ. Theater u. s. w. Ich hatte ihn schon in Erfurt beim Präsid. v. d. Recke gesprochen; und da er am folgenden Tage dort eine Karte für mich abgegeben hatte, worin er um die zwei aus Löbichau für ihn mitgebrachten Briefe des Fräulein Knabenau [Gesellschafterin der Herzogin von Kurland] und der Mlle. Stock [die damals bei der Herzogin zum Besuch war, Körners Schwägerin] bat, so hatte ich ihn bald darauf eines Morgens mit Falk im Gasthof (der Schleedorn) besucht, wo er etwa 3/4 Stunde sehr interessant sprach über deutschen Geist, im südlichen Deutschland zumal, und manches Andere, das ich leider nicht angemerkt habe. Er sprach mit der Milde, Ruhe, Klarheit und Natürlichkeit des großen Geistes; zugleich vertraulich, zumal da Falk, den er genau kennt, dabey war.

Vor kurzem [13. September 1808] war seine herrliche Mutter in Frankfurt gestorben. Seine Frau reiste zur Besorgung der Erbschaft dahin. Erzählungen von Goethes Mutter in Königsberg von Nicolovius, in Weimar von Falk, Madame Schopenhauer und in einem Briefe aus Frankfurt: sie liebte Zweckmäßigkeit und Einfalt in allem. Darum hatte sie ihr Haus verkauft, aber mit der Bedingung Zeitlebens darin zu wohnen. Sie hatte nur eine Magd [das Lieschen.] — Ihre Freude und ihr Stolz über den Sohn. Nach Weimar zog er sie vielleicht nicht, auch nicht zum Besuch, wegen ihres platten Frankfurter Dialects [!].

Sie verschmähte die Freuden des Lebens nicht, schmückte sich noch in spätern Jahren. Gesunder Verstand in allem, was sie that. —

Der Jüngling Goethe lief einmal Schlittschuh. Die Mutter hielt in einem Schlitten mit einem Pelz in der Nähe. Goethe fuhr mit den Schlittschuhen heran. Ihn fror. „Gebe mir die Frau Mutter ihren Pelz!“ Und da gab sie ihm den Pelz und er fuhr. den Pelz der Mutter über die Schultern mit geflügeltem Fuß hin. Und die Mutter freute sich des Apolls von Sohn. [Diese Geschichte steht bei Falk G. aus perf. Umg. p. 5 und ist auch von Bettina aufgeputzt Briefw. G's. mit einem Kinde 2 p. 260.] Die Matrone wollte sich anfangs nicht zu Bette legen. Endlich mußte sie. Sie lag nur ein Paar Tage im Bett. Kurz vor ihrem Tode richtete sie sich auf: „Kinder, weint nicht um mich, Ich habe das Leben genossen. Ich sterbe.“ Sie wandte sich um und war todt.

Weimar, den 14. October 1808.

— — Die guten Leute in Weimar erinnerten sich, bei aller Heiterkeit dieses Tages, nicht ohne verhaltenen Schmerz desselben Tages vor zwei Jahren: des großen Schlachttages. Es war damals auch gerade ein schöner Herbsttag: die Vögel zwitscherten lieblich im Laube und auf einmal der Kanonendonner und dann alle Greuel einer warm vom Schlachtfelde kommenden siegreichen Armee. — — —

Gegen Mittag war ich eine kurze Weile bei Geh. R. von Goethe. An der Hausschwelle bemerkte ich das Salve nicht; aber auf einem Teppich beim Entrée-Zimmer oben. Gespräch über Jacobi und Joh. Müller, die er grüßen läßt; über Klinger: Klinger würde sich, meint er, in Deutschland jetzt nicht gefallen, weil er hinter der Zeit in Manchem zurückgeblieben sei. Ueber gewisse Dinge spreche man gar nicht mehr, die seien aus- und abgemacht. — — —

Seine Frau war neulich in Frankfurt. Durch Anspruchslosigkeit gefällt sie; z. B. auf die Geheimräthin giebt sie nichts.

Ganz unbefangen sprach sie von der Gesellschaft, die Goethe wöchentlich in seinem Hause hat, wo die Herzogin hinkommt (zur Lectüre). „Da bin ich denn natürlich nicht zugegen", sagt sie. — Ich weiß nicht, sagte Goethe ihr öfter, was Du des Morgens so früh zu schaffen hast. „Du wirst es wohl einmal sehn, wenn ich nicht da bin," sagte sie. Jetzt, als sie in Frankfurt abwesend war, bat er sie dringend um baldige Rückkehr; er sehe nun wohl, was sie des Morgens zu schaffen habe ꝛc. Es würde zu bedauern sein, wenn er sie je verlöre ꝛc. Das mag Alles wahr sein. Es beweist nur, daß Goethe sich eine taugliche Hausfrau geschafft hat, die ihm manche Mühe abnimmt, ihm, der sich nicht gern genirt. Wenigstens leuchtet auch hier der gesunde Verstand des Mannes hervor.

Die alte Goethe war nur wenige Tage krank. Es war eine Frau von seltenen Geistesgaben. Die Frau Schöff Schlosser war bei ihrem Tode zugegen.

Der Schöff Schlosser war ein Bruder des Emmendinger, die Frau also eine Schwägerin von Cornelie Schlosser.

Anmerkungen.

Karl [von] Morgenstern war geboren zu Magdeburg 1770, studirte seit 1788 zu Halle unter Wolf und Eberhard, ward daselbst Privatdocent und 1797 außerordentlicher Professor der klassischen Philologie. In diesen Jahren lebte er in freundschaftlichem Verkehr mit dem bekannten Danziger Joh. Dan. Falk, welcher 1792—1795 in Halle studirte und die Universität verließ, wie es scheint, um einer stillen Liebe zu folgen. (Wenigstens leugnet er damals hartnäckig, daß er irgend Absichten auf seine spätere Frau habe und deshalb weggegangen sei.) Falk besuchte Weimar und

Gotha und ließ sich nach manchem Hin= und Herzuge endlich, nachdem er sich 1797 verheirathet, in Weimar nieder. Morgenstern ward 1798 nach Danzig berufen als Professor der Beredtsamkeit am dortigen Athenäum; als aber die Aufforderung an ihn erging an die neu errichtete Universität Dorpat als Professor der klassischen Philologie und Literaturgeschichte zu kommen, folgte er diesem Rufe Ende 1802. Von Dorpat aus unternahm er Reisen 1808 und 1809 durch Deutschland und Italien, 1827 u. 1828 durch Deutschland und Frankreich. Auf der ersten Reise hatte er mehrmal Gelegenheit Personen, die er vor seiner Uebersiedelung kennen gelernt hatte, wieder zu sehen: außer Falk und Böttiger, denen er näher stand, besonders Goethe und Wieland; Joh. Müller lernte er jetzt persönlich kennen. Nach dieser Reise hörte der Briefverkehr mit Deutschland immer mehr auf. Am 3./15. Mai 1844 feierte er in Dorpat sein funfzigjähriges Doctorjubiläum. Gestorben ist er ebendaselbst 1852. Seine reichhaltige, der Universitätsbibliothek zu Dorpat geschenkte Büchersammlung und die gewissenhaft geordnete Correspondenz beweisen, daß Morgenstern bis zum Ende seines Lebens lebhaft Theil genommen hat an der glänzenden Entwicklung geistigen Lebens in Deutschland, welche er namentlich in dem letzten Jahrzehnt des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts durch einen ausgebreiteten Briefverkehr zu verfolgen vermochte.

1. 2. 3. Originale in Morgensterns Nachlaß.

Diese drei Briefe sind schon gedruckt in der wenig verbreiteten Festrede Morgensterns: Auch ein Vortrag An der Festtafel Eines funfzigjährigen Doctorjubiläums, Dorpat den 15./3. Juni 1844. Gedruckt als Handschrift für Freunde. Dorpat, Laakmann.

In dieser Rede heißt es p. 10: „ich brachte am Ende, etwa ein Jahr nach meiner Promotion, es dahin, daß ich unter dem 14. Aug. 1795 ein Sendschreiben von Kant selbst mit der Post empfing, das so lautete: [Nr. 3].“ Nun theilt Morgenstern Schillers Brief [Nr. 2] und endlich p. 11 Goethes Zuschrift [Nr. 1] mit; dann sagt er weiter: „Auch später hat der Unvergleichliche meine Schrift über Winkelmann zufällig auf einer Reise, wie Er selbst mir mündlich mittheilte, mit besonderem Interesse gelesen; von der Reise in Italien aber eine laut anerkennende Recension in Verbindung mit seinem Freunde H. Meyer unter der bekannten Firma W. K. F. der jenaischen Allgem. Literat. Zeit. einverleiben lassen.“ —

Goethes Brief ist dictirt; nur die Unterschrift von ihm selbst. Schiller und Kant haben eigenhändig geschrieben. Auch alle folgenden Briefe sind authentisch. —

Morgenstern hatte den Dreien seine Commentationes tres de Platonis republica. Halis Sax. 1794 8° geschickt. —

F. A. Wolf war, wie es scheint, im Frühjahr 1795 in Weimar. — Schillers späteres Urtheil über Morgenstern nach persönlicher Bekanntschaft steht im Briefe an Goethe 8. Mai 1798 zu lesen: „Einen Herrn Professor Morgenstern aus Halle, der neulich hier war, haben Sie bei sich gehabt, wie mir meine Frau sagt. Dieß ist eine Woltmann ähnliche Natur, auch so kokett und elegant in seinen Begriffen, und der die philosophisch kritische Currentmünze ganz gut inne hat.“ Diese Offenheit hat Goethe, den Morgenstern 1827 noch besucht hatte, doch nicht Lust gehabt 1829 mitzutheilen, obgleich er nichts dagegen gehabt haben mag. Die Stelle steht noch nicht in Goethes Ausgabe des Briefwechsels. Wohl aber liest man schon dort die auch auf diesen Besuch bezügliche Antwort vom 9. Mai 1798: „Den Verlust der vergangenen Tage konnten mir nur die Ifflandischen Abende ersetzen. Es ist übrigens für unser einen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung wird nicht gegeben, vielmehr zerstört.“

4. Original in Morgensterns Nachlaß. — Falks Satiren „Die heiligen Gräber zu Rom und die Gebete“ stehen im Göttinger Mus. Alm. f. 1796 p. 91—115. — An Wieland gab Falk seine Satiren „Der Mensch und die Helden“ Merkur 1794. Stück 4 p. 362—386. — Die „Jungen“ geht wohl auf die beiden Schlegel. — Goethes Wilh. Meister Thl. 1—3. 1795. Thl. 4. 1796. — Die „massiven dorischen Säulen“ scheinen zum Tempelherren-Hause im Weimarischen Park zu gehören (nach dem Plane von Weimar in: A. Schöll Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt. 1847).

5. Original in Morgensterns Nachlaß. — Wieland machte im Mai 1796 bis in den Herbst eine Reise durch Süddeutschland in die Schweiz. Ueberall wurde er enthusiastisch aufgenommen. Doch kann sich dieser Brief auf einen späteren Besuch in Gotha beziehen. Grubers Biographie giebt über dergleichen Kleinigkeiten keinen Aufschluß.

6. Original in Morgensterns Nachlaß. — Das Gespräch ist verdächtig, die Einleitung desselben unklar.

7. Original in Morgensterns Nachlaß. — Dyk erwähnt nirgends in den Briefen an M. den Xenienalmanach selbst; wahrscheinlich kannte er Morgensterns unumwundene Bewunderung Goethes. Freilich kann sich Dyk nicht enthalten auf die Gegenbewegung aufmerksam zu machen. Morgenstern scheint aber nicht darauf geachtet zu haben. Er wird sich wohl eben so loyal benommen haben wie Wolf und Eberhard. [Goethe-Schiller Briefwechsel 2. Novbr. 1796 Nr. 240].

8. Original in Morgensterns Nachlaß. — Die Titel der bekannten Antixenienschriften lauten: Anhang zu Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1797. — [Mag. Voigt] Verlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf d. J. 1797. Jena und Weimar [Weißenfels]. — Dyks dritte Frage bezieht sich auf die angeblichen Druckorte der Verlocken; er scheint Falk in Verdacht zu haben.

9. Original in Morgensterns Nachlaß. — Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern (dessen Hauptbestand 1774 schon gedruckt war) erschienen erst 1842 im 57 Bande der Nachgelassenen Werke. Auf diese Scenen wird sich wohl Falks Indiscretion beziehen; oder auf das „Neueste von Plundersweilern" Weihnachten 1781, einen Vorspuk der Xenien (Goedeke Grundriß p. 763). — Der Inhalt dieses Briefes sieht ganz nach Böttiger und Falk aus und rechtfertigt Goethes und Schillers Mißtrauen gegen Freund Ubique. — Falks „Kupfer" müssen sich im Taschenbuch für 1797 finden.

10. Original in Morgensterns Nachlaß. — Gemeint sind die bekannten Schriften: Mückenalmanach für d. J. 1797. Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797. Pest [Neustrelitz ist der Druckort des „tollen Opus"]. — [Chr. F. Fulda] Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. — Dyk hat wahrscheinlich den Namen des Verf. der Verlocken schon erfahren. Sein „noch" bezieht sich auf seine im Bunde mit Manso verfaßte hämische Entgegnung: Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 1797. — Man sieht wie klug Goethes Rath war an Schiller 15. Novbr. u. 7. Decbr. 1796. Goethes und Schillers Urtheile über Dyk und Manso sind zu finden in den Briefen vom 5. Decemb., 6. Decemb., 7. Decemb. 1796. Nr. 251. 252. 253 der dritten Auflage.

11. Original in Morgensterns Nachlaß. — Falks Taschenbuch für 1798. — Der letzte Satz ist ein Zeugniß für Morgen-

sterns Tact. Er hat in Jahr und Tag nichts über die „Gege geschenke“ geäußert.

12. Original in Morgensterns Nachlaß. — Falk schrei consequent Klopfstock, was Morgenstern ebenso beharrlich corrigi Dieser für den künftigen Lobredner Goethes characteristische Bri ist bis auf den persönlichen Schluß ganz mitgetheilt. In Fal Taschenbuch für 1798 stehen p. 55 „Reisen zu Wasser und Lande von Scaramuz“ und p. 113 „Sonnenklarer Beweis ein neuen und furchtbaren Propaganda in Deutschland für den Muh medismus.“ Die „heiligen Gräber zu Rom“ erschienen 1799 neuer Auflage. Wem fallen nicht bei Falks Klagen die bekannt Worte Wagners ein: Ach Gott! die Kunst ist lang, Und kurz unser Leben u. s. w.?

13. 14. Originale in Morgensterns Nachlaß. — Wiela hatte damals von seinen sechs Töchtern fünf verheirathet; von sein Schwiegersöhnen waren Schorcht und Liebeskind schon gestorb (die Wittwen lebten beim Vater), Reinhold, Gesner und Stichli lebten noch. — Morgenstern siedelte eben nach Danzig über. 17 war erschienen sein: Entwurf von Platon's Leben. A. d. En mit Zusätzen von K. M.

15. Original in Morgensterns Nachlaß. — Wallenstei Lager ward am 18. October 1798 mit dem Prologe aufgeführ die theatralischen Wintervorstellungen und das renovirte Theate gebäude wurden damit eröffnet. — Schiller schreibt schon a 30. Sept. an Körner: „das Stück selbst habe ich nun, nach reif Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe in zwei Stü getrennt. — — Das dritte Stück heißt Wallenstein und ist ei eigentliche, vollständige Tragödie: die Piccolomini können nur e Schauspiel, der Prolog ein Lustspiel heißen.“ Gegeben wurd die Piccolomini erst am 30. Januar 1799; der große Falk ab vermochte das „kleine“ Stück schon vom Hörensagen her zu b urtheilen. Schiller hatte seit dem Herbst 1796 an der Trilog gearbeitet.

16. Original in Morgensterns Nachlaß. — Wieland w Ende April 1797 in Osmannstädt eingezogen. Von seinen Töc tern waren wohl nur die beiden Wittwen und die jüngste a wesend; vielleicht auch Julie, an Stichling in Weimar verheirath — Der Mohamet ward am 30. Januar 1800 aufgeführt; Schille projectirter Prolog nachher erst vollendet. — Goethes Plan w seine naturwissenschaftlichen Studien in ein Lehrgedicht zu ve arbeiten. — Goethe dachte an eine Achilleis schon seit 1797;

beschäftigte sich mit derselben 1799. Das vorhandene Bruchstück erschien 1808. — Mit den „beiden neuesten Stücken“ meint Falk die Piccolomini und Wallensteins Tod (20. April 1799 zum ersten Mal aufgeführt), denn Maria Stuart war noch nicht fertig. Ueber die erste Vorstellung von Wallensteins Tod schreibt Schiller an Körner 8. Mai 1799: „Der W. hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur Eine Stimme und in den nächsten acht Tagen ward von nichts Anderem gesprochen.“ — Es ist schwer zu sagen, was Falk meint, daß Schiller nur andeute; an die Frauen des Wallenstein kann er nicht gedacht haben und Fr. Schlegels Formlosigkeit konnte er Schiller nicht vorwerfen. Er hat gewiß nur lästern wollen.

17. Original in Morgensterns Nachlaß. — Reise auf den Brocken; eine Geschichte am Ende des philosoph. Jahrhunderts. 3 Theile. Leipzig. Dyk. 1801. — Fichte die Bestimmung des Menschen. Berlin 1800. — Joh. Andr. de Luc Lettres sur le christianisme Berl. 1800. Lettres sur l'éducation réligieuse de l'enfance. Berl. 1800.

18. Original in Morgensterns Nachlaß. — Diese baltische Frequenz rechtfertigte die Stiftung der Universität Dorpat 1802.

19. Original in Morgensterns Nachlaß. — Osmannstädt wurde ganz verkauft im April 1803. Doch gestattete der neue Besitzer, Kuhn, daß Wieland dort neben seiner Gattin bestattet wurde.

20. Original in Morgensterns Nachlaß.

21. Original in einer Autographensammlung, welche der Director des Münzkabinets in Petersburg, Herr von Schardius, der Dorpater Universitätsbibliothek 1856 geschenkt hat. Der Brief wurde zuerst veröffentlicht in der Dörptschen Zeitung vom 9. Dec. 1872. Nr. 286. — Gust. Friedr. Wilh. Großmann, geboren zu Berlin 1746, seit 1779 in Bonn beim Kurf. von Köln als Schauspieldirector angestellt. — Seine Frau Karol. Sophie Aug., geb. Hartmann aus Gotha, verwittwete Flittner, geb. zu Gotha 1752, blieb auch 1784, als Großmann die Mainz-Frankfurter Truppe organisirte, in Bonn, wo sie im selben Jahr starb. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Friederike Flittner, geb. 1760, betrat 1777 zuerst die Bühne und blieb bei ihrem Stiefvater in Bonn, seit 1784 in Mainz-Frankfurt als Unzelmanns Frau, ging mit diesem 1788 nach Berlin, wurde von ihm geschieden 1803, heirathete den Schauspieler Bethmann und starb 1815. — Diese berühmte Schau-

spielerin ist im Briefe erwähnt. Letzterer Umstand ist entscheide
und beweist, daß der Brief an Großmann gerichtet ist, mit de
Frau Rath in Correspondenz stand (R. Keil, Frau Rath. Lei
1871. p. 191 im Brief vom 1. März 1783), ehe derselbe d
neue Mainz-Frankfurter Bühne errichtete. Lotte und Hans W
sind wahrscheinlich Kinder Großmanns. — Hofrath Tabor übe
nahm 1787 selbst die Leitung der Großmannschen Truppe
Mainz-Frankfurt. — Die übrigen unwesentlichen Beziehungen
ermitteln ist mir nicht gelungen. — Frau Rath hatte, wie dies
Brief zeigt, schon vor Unzelmann pecuniäre Beziehungen zu d
Schauspielern, welche zeitweilig in Frankfurt auftraten; es ist b
jetzt nicht bekannt gewesen, daß dies schon vor dem Tode ihr
Mannes, 27. Mai 1782, der Fall war.

22. Original in der Autographensammlung, eigenhändi
Zuerst abgedruckt in der Dörptschen Zeitung v. 16. Decemb
1872. Nr. 292. — Karl August schreibt am 4. März 1816
Goethe: „Erzeige mir den Gefallen, Döbereiner aufzugeben, d
er mir schreibe, wie Steinkohlentheer gemacht werde.“ (Vog
Goethe in amtlichen Verhältnissen Jena 1834. p. 177). — W
Goethe für das chemische Laboratorium und Döbereiners Bequem
lichkeit besorgt war, ist aus den Actenstücken bei Vogel Goethe
amtl. Verh. p. 16. 21. ersichtlich.

23. Original, eine Visitenkarte mit Goethes Schrift,
der Autographensammlung. Zuerst abgedruckt in der Dörptsch
Zeitung v. 16. Decemb. 1872. Nr. 292. — Auf der Rücksei
steht mit Bleistift geschrieben: écrit de la main de Goethe -
sur la poète Werner présent de Madame d'Edling. — Geg
die Beziehung ist nichts einzuwenden. Die Gräfin Edeling (Goet
u. Karl August schreiben Edling s. Vogel Goethe in amtl. Ve
p. 176. Goethes Briefe an Voigt herausgeg. v. O. Jahn. Lei
1868. p. 349), eine geborene Stourdza, hatte einen Bruder
Petersburg, der Staatsrath war. Graf Edeling war Hofmarsch
und jener Nebenintendant, welcher, Goethen „zum Gehülfen“
der Leitung des Theaters gegeben, den bekannten Pudel zulass
mußte. Uebrigens scheint Goethe so wenig ihm, dem Werkzeu
als Karl August, dem Anstifter des Unheils, das Ereigniß lan
nachgetragen zu haben, wenn er sich auch vom Theater ga
zurückzog. Demnach kann das Billet zwischen 1813 und 18
geschrieben sein, wo Zach. Werner auch auf der Bahn des roma
tischen Katholizismus „immer dieselbe geistreiche Carricatur“ bli

24. Original in der Autographensammlung, eigenhändig. Zuerst abgedruckt in der Dörptschen Zeitung v. 16. Decbr. 1872 Nr. 292. — Dieser flüchtig geschriebene Geschäftszettel ist wahrscheinlich an Voigt († 22. März 1819) gerichtet; dahin paßt die volle Titulatur u. zugleich die geschäftliche Kürze ohne Abschlußworte. Oder sollte Goethe den Grafen Edeling, den er allerdings als Gehülfen ignorirte, so kurz abgefertigt haben? Die Nachbarschaft von Nr. 23 ließe diesen Verdacht wohl aufkommen.

25. Original in der Autographensammlung, eigenhändig. Zuerst abgedruckt in der Dörptschen Zeitung v. 16. Decbr. 1872 Nr. 292. — Da der Brief undatirt ist, so wird seine nähere Bestimmung sehr mißlich. Ottilie von Pogwisch stammte aus Danzig.

26. Original nicht verglichen. Es befindet sich im Pleskauschen Gouvernement im Besitz eines Advokaten. Ein russischer Herr, der Anfang dieses Jahrhunderts längere Zeit in Deutschland gelebt, hat seinen Nachlaß einer 1867 noch lebenden uralten Haushälterin vermacht; diese hat den Brief nebst anderen Papieren dem erwähnten Advokaten übergeben, da sie den Werth derselben gekannt zu haben scheint. Ein pleskauscher Arzt hat die von mir benutzte Kopie Herrn Riemschneider (damals in Dorpat) übersandt und letzterer hat den Brief in der Dörptschen Zeitung 1867 Nr. 296 vom 23. December abdrucken lassen. —

Der Brief kann sehr wohl echt sein; die Handschrift muß das entscheiden lassen. Er ist an Christophine Schiller, des Dichters ältere Schwester, geb. 1757, gerichtet; wenn die Copie richtig ist, was soll das E. vor dem Datum bedeuten? Ist es im Original ein O? Schiller war seit Ende September in Sachsenhausen, später in Oggersheim, von wo er Mutter und Schwester zum 22. November in das Posthaus zu Bretten bestellte. Seine Rathlosigkeit ist begreiflich, da Heribert v. Dalberg, der ihn allein in Mannheim unterstützen konnte, auf seine Bitte um einen Vorschuß auf den Fiesco nicht antwortete. Erst als Schiller Ende November wieder nach Mannheim kam, äußerte sich Dalberg, aber ablehnend. Sachlich ist der Brief also vollkommen in Uebereinstimmung mit den bekanntesten Thatsachen. Auch die Sprache ist durchaus unverdächtig. Es ist die Rethorik der beiden ersten Perioden, durch welche die unbehagliche Verlegenheit des Augenblickes schimmert; indem der Dichter in ungezwungener Hoffnung zu lächeln scheint, lesen wir zwischen den Zeilen das Geständniß jener

Enttäuschung, welche sich noch manchesmal in des Dichters Leben wiederholte.

27. Original in einem der zwei Bände, „Briefe an Kant" betitelt, in denen die ganze Original-Correspondenz Kant's durch seinen Schüler Jäsche aufbewahrt ist; sie ist von Morgenstern der Dorpater Universitätsbibliothek geschenkt. Gedruckt ist dieser Brief in Morgensterns: Joh. Müller oder Plan im Leben nebst Plan im Lesen und Von den Grenzen weiblicher Bildung Drei Reden. Leipzig, Göschen. 1808. — Am selben Tage begann Schiller fast mit denselben Worten seinen bekannten ersten Brief an Goethe. — Die „kleine Abhandlung" ist eine aus der neuen Thalia 1792. 1793.

28. Original in der Autographensammlung. — Die Adresse habe ich geschlossen aus Schillers Briefen an Goethe v. 7. Sept. 1794 (: „vielleicht interessirt Sie eine Recension über Matthisson's Gedichte in der A. L. Z. die in dieser Woche wird ausgegeben werden") und an Körner von demselben Tage („hier — die Recension von Matthisson"), sowie aus der Recension selbst in der Jenaischen Literatur-Zeitung Donnerstag d. 11. September 1794. p. 666. und endlich aus der Erwähnung Füeßli's in Zürich, bei dem die grade recensirte dritte Auflage von Matthissons Gedichten 1794 erschienen war. Ebenda war auch Wielands Shakespeare-Uebersetzung 1762—66 in acht Bänden herausgegeben. — Die Hoffnung, daß Kant zusagen werde, gründet sich auf den zweiten Versuch, den Schiller mit dem folgenden Briefe machte.

29. Original in der Correspondenz Kants wie Nr. 27. Auch ebendaselbst abgedruckt, wie 27. — In den ersten Heften der Horen standen Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

30. Original in der Autographensammlung. — Die Klagen sind ganz gerechtfertigt; denn Weimar hatte nach der nahen Schlacht vom 14. Oct. 1806 noch Monate lang zu leiden, da Napoleon einen ganz besonderen Zorn gegen des Herzogs Land zur Schau trug. Ueberdies war Schillers Wittwe seit dessen Tode äußerst rathlos. — Die Baronin Rosen, Besitzerin von Werder, war von ihrem Vater, dem Herrn von Helwig, her mit Schiller und den Seinen bekannt. Sie ist hochbejahrt in Reval verstorben. — Der Name des Arztes ist nach der undeutlichen Handschrift durch Vermuthung hergestellt.

Eine von Goethe nur unterschriebene zierliche Abschrift des Gedichtes „Trauerloge 1816" (An dem öden Strand des Lebens) befindet sich in der Autographensammlung.

Endlich sei hier noch zugefügt ein Brief Goethes, der schon zweimal in der Dörptschen Zeitung v. 6. October 1870 Nr. 231 und v. 6. Januar 1873 Nr. 5 abgedruckt ist, dessen Original, im Besitze des Herrn Staatsraths Dr. Beise hierselbst, mir vom Besitzer zum abermaligen Vergleiche mit freundlichster Bereitwilligkeit vorgezeigt ist; derselbe ist dictirt und von Goethe unterschrieben

31.

Goethe an [Steinhäuser in Plauen].

Weimar, den 10. März 1800.

Ew. Hochedelgeboren

haben mir durch die baldige Uebersendung eines elastischen Hufeisens ein besonderes Vergnügen gemacht; denn es ist immer eine angenehme Empfindung, eine Idee, die man gefaßt hat, einigermaßen realisirt zu sehen.

Wenn ein armirter Magnet, oder ein gewöhnliches Hufeisen, durch den unten quer vorgelegten kleinen eisernen Stab, als in sich selber abgeschlossen anzusehen ist, wenn man diesen Apparat nunmehr als einen physischen Ring betrachten kann, welcher verhältnißmäßig nur durch starke Kraft zerrißen wird, so sollten die Enden der beyden Schenkel des elastischen Hufeisens weniger tragen, wenn man sie zusammendrückt, als wenn sie offen stehen; denn in jenem Fall wird der physisch verlangte Ring schon mechanisch geschlossen und das Streben der beyden Pole gegen einander, durch welches der vorgelegte kleine eiserne Stab, als ein Vermittler, so fest mit beyden verbunden wird, ist durch die Operation des Zusammendrückens, schon bis auf einen gewissen Grad befriedigt.

Solches Resultat gaben auch die flüchtigen Versuche, die ich bisher anstellen konnte. Das zusammengedrückte Hufeisen trägt nicht die Hälfte dessen, was es aufgesperrt tragen kann. Der Bezug beyder Pole auf sich selbst ist befriedigt; nur dauert die Wirkung nach außen, wie bey anderen magnetischen Erscheinungen geschieht, auch noch in diesem Falle fort.

Vielleicht hätten Sie nunmehr die Gefälligkeit ein größer dergleichen Hufeisen fertigen zu lassen? Wenn man es auch n so weit brächte, daß die beyden Pole, indem man sie an einand drückt, sich fest hielten, welches doch insofern möglich scheint, a die magnetische Kraft sich beym Contact am schärfsten äußert.

Wollten Sie mir indessen sechs Stäbe mit einander ve bunden, daß sie die Stelle eines großen Hufeisens vertreten u sich auch einzeln als Stäbe gebrauchen lassen, zusammen vier Pfu schwer, übersenden? Ich würde den Betrag dafür sogleich en richten, wie ich hier die 2 Thaler für das elastische Hufeis beylege.

Ihre Abhandlung über die Fossilien, die einer dauerhaft magnetischen Kraft fähig sind, habe ich zu meiner Belehru wiederholt gelesen. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, auch künfti hin über diese Materien mich bei Ihnen Raths zu erholen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und Ew. Hochedelge meiner besondern Hochachtung versichere.

J. W. v. Goethe.

Die Adresse habe ich dem Neuesten Verzeichniß einer Goeth Bibliothek, August 1874 p. 164 entnommen.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin dem Herrn Bibliothek Kapp meinen wärmsten Dank auszusprechen für die zuvo kommende Gefälligkeit, durch welche er mich in Stand gesetzt h alle hier mitgetheilten Briefe und Notizen in den Originalen ; lesen und wiederholentlich zu vergleichen. Seiner Freundlichk habe ich es zu danken, wenn ich vielleicht später andere, noch u bekannte Briefe bedeutenden Inhaltes veröffentlichen kann.

Der Herausgeber.

Todtenkranz

für

Carl August

und

Göthe.

TODTENKRANZ

für

Carl August

und

Göthe

von

Ernst Ortlepp.



Motto:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“
(Schiller.)

Leipzig, 1832,
in W. Zirges's Buchhandlung.

TODTENKRANZ

für

Carl August

und

Göthe

von

Ernst Ortlepp.



Motto:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“
(Schiller.)

Leipzig, 1832,
in W. Zirges's Buchhandlung.

Da schreckt auf einmal aus den fernen Räumen,
Wie dumpfer Donnerton, ein Brausen mich
Empor aus meinen holdverworr'nen Träumen,
Ha, und die Sonne selbst verdunkelt sich;
Von mächt'gem Windeshauch daher getragen,
Umzieht den Horizont ein Wolkenheer,
Die Lüfte seufzen alle, stöhnen, klagen,
Und ach, mir wird das Herz so schwer, so schwer!

Sind's junge Donner, die die Flügel heben,
Um wild zu stürmen auf einander los?
Ist's ein Gewitter, das, nach düsterm Schweben,
Herab will krachen in der Erde Schoos?
Ach nein doch! Nicht von Donnern, nicht von Wettern
Geboren ist der jetzt verstand'ne Ton!
Ich weiß, wem's gilt; es ruft — mich will's zerschmettern —
Mit dumpfem Hall: „Verwaist ist Weimars Thron!"

Das trifft mich durch und durch mit einem Schlage,
Das wiederhallt bis in mein tiefstes Sein;
Der Lerche Jubelton wird mir zur Klage,
Und zum Cypressenwald der Birkenhain;
Fern donnern jetzt die ehrnen Schlünde wieder,
Noch tief're Schatten decken rings die Flur,
Und größ'res Wehe wirft die Seele nieder,
Da selbst in Schwarz sich kleidet die Natur.

Ein Strom von Thränen quoll mir von den Wangen,
Ich fühlte ganz mich aufgelös't in Schmerz,
Erbebend von untröstlichem Verlangen
Zerging in Wehmuth mein beklomm'nes Herz;
Mit nassem Auge sah ich Lichtgestalten,
Doch Nebel wob den Trauerflor um sie;
Die Musen waren's, die vorüberwallten
Gelös'ten Haar's mit leiser Elegie.

Jetzt schwebte mir mit schwermuthvollem Lächeln
Entgegen einer holden Göttin Bild,
Da fühlt' ich sanft're Lüfte mich umfächeln,
Sie nahte mir wie Frühlingshauch so mild;
Erinn'rung war's; sie rief wie Ton der Flöte
Der Jubeltage Echo mir zurück;
Da theilten sich die Wolken; goldne Röthe
Floß nieder von der Sonne schrägem Blick.

Den Fürsten sah ich wieder im Gewühle
Der Seinigen gleich einem Vater steh'n,
Kanonen krachten in der Saiten-Spiele,
Die Thürme jauchzten zu der Flaggen Weh'n;
Die Stadt, die waldgeword'ne, stand mir wieder
Von lichtem Rosenschein umflossen da,
Und drinnen wogt' es jubelnd auf und nieder,
Und Alles sah ich, wie ich's damals sah.

Doch herbe Täuschung! Alles Schöne, Große,
Ist nur ein Meteor, das steigt und — sinkt,
Ein Blitz nur, den, kaum aus des Dunkels Schoose
Geboren, wieder ew'ge Nacht verschlingt,
Jetzt flammt es — dann verlischt's für alle Zeiten,
Kein Beten hält's, kein Klagen und kein Flehn,
Es muß hinab in's Grab der Ewigkeiten —
Man weinet — denn man soll's nie wiedersehn!

Wie froh sang ich an jenen Jubeltagen!
Wie riß mich die Begeisterung dahin!
Wie fühlt' ich da mein Herz im Sturme schlagen!
Wie war nur ein Gefühl mein ganzer Sinn!
Gleich Bergen fühlt' ich's auf in mir sich thürmen,
Mit Adlersittigen trug mich's hinan;
Mit mußt' ich in die goldne Harfe stürmen,
Mit Welle sein im Freudenocean!

Verloren glaubt' ich meine schwachen Klänge
Im Wonnesturm, der aus dem Bardenhain
Von hundert Harfen brausenden Gesänge,
Gesungen hatt' ich nur für mich allein;
So wähnt' ich; doch, o schreckendes Entzücken!
O niegeträumter Jubel! Auf einmal
Sah ich belauscht von Weimars Lächelblicken
Mein einsam Lied im stillen Schattenthal!

Verlaßner Dichter hat es viel gegeben;
So manche welkten, zarten Blumen gleich,
Schnell an dem Frost des Schicksals. Auch mein Leben
An Wehrmuth war es, nicht an Nektar, reich;
Dein Lächeln, Weimar, fiel wie Blick der Sonne,
Mir wärmend in des Daseins Wintertag;
Denn höher kennt der Dichter keine Wonne,
Als wenn ihm edle Herzen fühlen nach.

So folg' ich wieder denn dem Drang im Busen;
Der damals sang, sollt' er verstummen jetzt?
Das Opfer fordern ungestüm die Musen
Zur Zeit, die wie ein Dolch ihr Herz verletzt;
Denn er ist hin, der ihren Altar hegte,
Ihr Hoherpriester, hin der Dichterfreund,
Der ihres Tempels schönsten Grundstein legte,
Der dem Jahrtausend nur einmal erscheint!

Hin ist der Fürst, der von des Zwanges Ketten
Entlastete den freien Geniusflug,
Der rollen ließ in selbstgewählten Betten
Der Geister Ströme, wie Natur sie trug;
Der Fürst, der, wie die Sonn' aus hoher Ferne
Das Moos und selbst das Gräschen lächelt an,
Voll sanfter Milde von dem Throne gerne
Herniedersah auch auf den ärmsten Mann.

Hin ist der Fürst, der, als die Donnerwolke
Des Welteroberers mit Blitz und Sturm
Teutonia durchbrauste, treu dem Volke
Ohn' Furcht und Wanken stand ein Felsenthurm;
Der sanft war wie des Maienlüftchens Wehen
Im Frieden, aber wenn die Schlacht begann,
Dem Tode fest in's Antlitz konnte sehen,
Ein Erzkoloß, ein ächter deutscher Mann.

Hin ist der Fürst, den von der deutschen Eiche
Tyrannenlist zu reißen nicht vermocht,
Der um den Adler Preußens seine Zweige
Zu des Palladiums Rettung muthig flocht;
Der, als der fremde Löwe lag bezwungen,
Den jungen Frieden hier an seiner Hand,
Und dort vom Freiheitsgenius umschlungen,
Entgegentrat dem neugebornen Land.

Hin ist der Fürst. — ach, ungestümer brechen
Dem Sänger hier die Thränen aus dem Blick! —
Kann er doch ganz hier aus der Seele sprechen! —
Hin ist der Fürst, wenn kehrt er wohl zurück? —
Der Einz'ge, der, getrennt am Himmelsbogen,
Die größten Sterne, die die Zeit gebar,
Von fern und nah in seine Bahn gezogen,
Und ihnen lichtverleih'nde Sonne war.

Carl August, ja, an Deinem Throne rauschte
Der Philomelen zaubrischer Gesang,
Deß Göttermelodieen Deutschland lauschte,
Ja, der hinaus in alle Länder drang:
Du warst der Erste, der den Chor der Dichter,
Ein Gott die Götterschaar sich zugesellt,
Und machtest Weimar zu dem Licht der Lichter,
Das stolz hinstrahlte durch die ganze Welt.

O Wieland, Herder, Schiller — große Namen,
Mit schaudernder Entzückung nenn' ich Euch!
Ihr streutet gotterfüllt den goldnen Saamen,
Der fortergrünt durch der Aeonen Reich!
Und Du, o Göthe, Meister aller Meister,
Deß Aarflug eine Welt sich nachgelenkt,
Du majestät'scher Fürst im Land der Geister,
Wie jauchzt die Seele, wenn sie Dein gedenkt!

Ja, lauter jauchzt sie, da mir nun mein Sehnen,
Das unaussprechliche, ein Gott erfüllt;
Ich schaute Dich — und hemmte kaum die Thränen,
Da vor mir stand Dein würdevolles Bild!
Der Tag war mir ein Sonnenpunkt im Leben,
Da Deine Sprache liebevoll mir klang,
Und mir aus Deines Flammenblickes Weben
Dein ganzer großer Geist entgegen drang.

TODTENKRANZ

für

Carl August

und

Göthe

von

Ernst Ortlepp.



Motto:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“
(Schiller.)

Leipzig, 1832,
in W. Zirges's Buchhandlung.

Göthe.

Motto:
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!
(Göthe.)

Mitten durch den Wettersturm der Zeiten
Tönet einer dumpfen Glocke Ton;
Ha, wer ist's, den sie zu Grabe läuten?
Sank ein Fürst, ein König von dem Thron?
Wohl ein Fürst, ein Fürst im Land der Geister,
Dessen Lorbeer Kronen überstrahlt,
Ach, der höchste aller hohen Geister
Hat den Zoll der Sterblichkeit bezahlt!

Oed' sind nun des Musentempels Hallen,
Wo das deutsche Saitenspiel erklang,
Denn der Hohepriester ist gefallen,
Der gesungen, wie noch Keiner sang;
Den Altar umnachten schwarze Flöre,
Es verglimmt der heil'gen Lampe Licht,
Und die Musen stöhnen Trauerchöre,
Da des Tempels ält'ste Säule bricht.

Melpomene sitzt in dumpfen Schweigen,
Manches Leichendrama sah sie schon,
Doch dem Trauerspiel muß jedes weichen,
Denn es fiel darin ihr liebster Sohn:
Werther steigt aus seinem Grabeshügel,
Und Ottiliens Lichtgestalt erscheint,
Mignon sprengt des Sarkophages Riegel,
Kommt im weißen Kleid herauf und weint!

Die Natur erbebt von eis'gem Schauer,
Und der Himmel birgt sein holdes Blau,
Alles kleidet sich in Todestrauer,
Schwermuth athmen Fluß und Hain und Au';
Selbst der Frühling wendet sich erschrocken
Von der schon betret'nen Bahn zurück;
Seine Säfte, seine Blumen stocken,
Thränenströme weint sein dunkler Blick.

Nur die Welt ertos't im alten Sausen
Fort und fort und hört den Glockenhall
Kaum bei der Orkane wildem Brausen,
Das ihn übertäubt mit wüstem Schall;
„Starb er, dessen Ruhm vor ihm gestorben?“
Fragt sie kalt, „der längst sich überlebt?
Dem im Winter jener Kranz verdorben,
Den sein Lenz und Sommer ihm gewebt?“

Und wie stets das Heute wagt zu tadeln,
Was das trunk'ne Gestern hoch entzückt,
Wie Zwergbäume Cedern da entadeln,
Die kein Zoll von ihrer Größe schmückt;
Wie die Kinder meistern an dem Dome,
Der dem Vater groß und herrlich war,
Traf auch Dich die Zeit mit ihrem Strome,
Die doch keinen Gleichen ausgebar.

Doch wie Luna, Sol und alle Sterne
Größer, prangender am Himmel stehn,
Einmal da, wo sie den Lauf begonnen,
Und noch einmal — wenn sie untergehn;
So auch bricht in allem seinen Glanze,
Göthe, Dein Gestirn erneut hervor,
Jetzo, wo es nach dem Riesentanze
Durch den Saal des Himmels sich verlor.

Also Nichts hat Deine Kunst erschaffen?
Nichts als — Welten, die kein Andrer schuf!
Götterbilder! und — ein Heer von Affen,
Die nachstotterten den Schöpfungsruf!
Also Nichts hat Deine Lei'r gesungen?
Nun dann singt auch Philomele Nichts!
Ha, ihr Stümper! Dann ist's euch gelungen!
Dann seid ihr die Meister des Gedichts!

Und doch will es nicht zu Herzen gehen
Euer Lied, nicht rühren und erfreun,
Will nicht Himmel in die Seele wehen,
Will ihr Spiegel nicht und Abbild sein,
Will mit jenem Zauber nicht umschlingen
Welchem Nimand widerstehen kann,
Und im Volke will es Keiner singen,
Weil es nicht aus ächter Quelle rann!

Göthe, Göthe! Wo sind Deine Lieder?
Mann des Herzens, Mann des Weh's, der Lust,
Einziger, Du kehrst uns nimmer wieder!
Wenn Du sangst, da hob sich jede Brust!
Freud und Leid und Wehmuth und Entzücken
Brach wie Sturm auf unser Herz herein!
Und das Siegel auf Dein Werk zu drücken,
Stand Natur und Kunst in dem Verein!

Deine Bilder wandelten und lebten,
Deine Scenen malten eine Welt,
Die mit holder Täuschung uns umwebten,
Wahrheit war dem Ideal gesellt,
In dem Geiste lebten die Gestalten,
Und in den Gestalten glomm der Geist,
Uns in jenem Zauber festzuhalten,
Der uns eng und enger stets umkreis't.

Leib und Seele sind in Eins gegossen,
Unlosreißbar durch das Weltenall,
Eines von dem Andern abgeschlossen
Wird des Andern fürchterlicher Fall;
Drum verkettete Dein hohes Streben
Mit dem Aufflug in das Aetherland
Klaren Blick auf Wirklichkeit und Leben,
Mit Idee, Erfahrung und Verstand.

Darum leuchtet über Schillers Sterne
Deiner noch! Er sah ein Ideal,
Sah es nur in hoffnungloser Ferne,
Und verstarb wie Blitz im eignen Strahl;
Soll ich nur in Regionen schauen,
Ach, zu deren luftigem Gebiet,
Nie sich eine Brücke mir will bauen?
Soll ich suchen, was mich ewig flieht?

Soll ich Leben und Geschicke schelten,
　　Weil mich dann ihr grober Stoff zermalmt,
Und die Flamme, die nach höhern Welten
　　Lodert, ird'scher Dampf und Rauch umqualmt?
Ach, dann bricht das Ich mir in zwei Stücke,
　　Keinen Sinn hat Leben und Natur,
Grausend gähnt die nie ergänzte Lücke,
　　Und die Welt ist eine Hölle nur.

Ist's nicht größer, Harmonie zu finden,
　　Wo der Schmerz Verwirrung nur gewahrt?
Ist's nicht weiser, Theile zu verbinden,
　　Die der Weltenschöpfer selbst gepaart? —
Du umarmtest selig Deiner Träume
　　Gaukelnde Libellen auf der Flucht,
„Grün sind nur des Lebens goldne Bäume!"
　　Riefst Du aus, und pflücktest ihre Frucht.

Und Du sahst sie selbst im Leben reifen,
　　Alles Schöne war Dir wirklich da;
Lächelnd sprachst Du: „Lern' es nur ergreifen,
　　Schweife nicht, das Gute liegt so nah!"
Darum, wenn um Andrer Kunstgebilde
　　Nebeldämmerung sich goß und Nacht,
Blühten Deine frisch im Lenzgefilde
　　Klarer Sonne, lichter Tagespracht.

Doch das Glück, deß Irrlicht Andre höhnet
Von der Dornenbahn zur Dornenbahn,
Hat Dich auch gleich einem Gott bekrönet,
Wie es keinem Dichter noch gethan!
Wie dem Epheu königliche Eichen
Leben spenden, pflegte Dein Talent
Jener Fürst, — wer ist ihm zu vergleichen?
Ihm, den Einzigen, den Deutschland kennt!

Ewig werden ihn die Dichter singen,
Der im Musentempel thronend saß,
Und Carl August wird's in Zeiten klingen,
Wo man stolze Könige vergaß; —
Laßt den Todten eine Lyra preisen,
Welche sparsam ist mit Fürstenlob,
Meteor das Meteor sie heißen,
Das sich nur ein einzigmal erhob! —

Göthe, Du gediehst an seinem Throne
Mit der hohen Geister Götterzug,
Deren Namensklang zu jeder Zone
Tausendfach des Echo's Zunge trug;
Hier gestaltetest Du all die Blüthen,
Die Dein Frühling, die Dein Herbst gebar! —
Wer sah Winter, wo die Sonnen glühten?
Wem ist Alter, was die Jugend war?

Laßt uns danken für die schönen Gaben! —
Sind sie doch der Stolz der Nation! —
Und dem Manne, den wir jetzt begraben,
Nicht verkümmern seine Strahlenkron'!
Was der Jüngling, was der Mann geschaffen,
Stirbt's durch das, was uns der Greis noch gab?
Nein, die Krone soll ihm nichts entraffen;
Gebt sie unversehrt ihm mit in's Grab!

Mancher griff nach seinem hohen Kranze,
Der durch ihn zum Etwas erst gedieh,
Mancher schwang auf ihn die Feindeslanze,
Daß des Feindes Glanz ihm Glanz verlieh;
Er bedurfte nimmer solcher Künste,
Er war groß, und groß durch sich allein;
Doch um alle Sonnen müssen Dünste,
Und um Götter müssen Wolken sein.

Tadel sagt ihm, daß er nie gelodert
Von des Vaterlandes heil'ger Gluth,
Daß er Freiheit nicht, wie wir, gefodert,
Daß er selbst am großen Tag geruht,
Wo durch Deutschlands Eichen Aare rauschten,
Wo die Geister alle stark und jung
Den erwachten Melodieen lauschten
Und sich flügelten mit neuem Schwung.

Doch ist Egmont euerm Sinn entschwunden?
Ist ein Götz aus euerm Aug' entrückt?
Sproßten jene Tage nicht aus Stunden,
Wo vielleicht sein Gluthblatt euch entzückt?
Sei es, daß, der stets der Zeiten Gange
Folgte, wie er stets die Zeit gelenkt,
Sei es, daß dem friedlicheren Drange
Seinen Zoll der sanfte Greis geschenkt.

Sei es, daß er, müd' des weiten Gehens,
Sich gesucht ein stilles Schattenthal,
Zum Genuß des Ruhn's und Stillestehens
In der Abendsonne mildem Strahl;
Er war noch ein Sohn vergang'ner Zeiten,
Den gerecht Vergangenheit nur mißt,
Nicht wie wir jetzt — wo nur Farben kleiden,
Wo der Tollste nur der Größte ist.

Schwebt' ihm nicht das Deutschthum auf der Zunge,
Schuf er uns die deutsche Sprache doch,
Adelte mit Fülle sie und Schwunge,
Und befreite sie vom Regeljoch;
Und der hohe Bildner einer Sprache
Bildet auch an des Gedankens Gold,
Bildet auch an uns'res Herzens Schlage,
Wenn er ihren Vorhang uns entrollt.

Nation, drum weihe deinem Dichter —
Eine Thräne weih' dem großen Mann,
Der erhaben über alle Richter,
Bei den Sternen seinen Platz gewann;
Fühl' es tief, was er dir einst gewesen,
Wirf auf seinen Hügel einen Blick,
Laß in deinem Auge Wehmuth lesen;
Denn ein Göthe kehrt dir nie zurück!

Und von mir, o Todter, nimm die Thränen,
Nimm noch diesen Kranz als Opfer hin!
Ach, mein erstes Brüten, Dichtersehnen,
Lieben — Alles zieht durch meinen Sinn —
Meines Lebens goldne Morgenröthe
Lächelt mir mit Rosenfarben zu —
Und ich rufe weinend; „Guter Göthe,
Dir im Grab recht sanfte, süße Ruh!“

Göthe's Verklärung.

Motto:

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt!
(Göthe.)

Wer sitzet hoch über den Sternen,
Die Lyra in der Hand,
Das Auge mit Sonnenlächeln
Zur Erde niedergewandt?

Wer greift in die goldenen Saiten
Auf glühender Wolken Thron,
Und haucht in den sterbenden Abend
Den süßen, sterbenden Ton?

Es sinkt die scheidende Sonne,
In Schatten zerschmilzt das Licht,
Die ganze Natur ist Wonne,
Ist Farbe, Klang und Gedicht!

Die Berge leuchten und winken,
Der Mond schaut liebend herab,
Und weiße Schwäne versinken
Melodisch in's feuchte Grab.

Es lag ein Geist der Schwermuth
Dumpf über die Flur daher,
Und Wald und Hügel und Flüsse
Wehklagten: „Er ist nicht mehr!"

Da wogt der Glanz hernieder,
Die Himmelslyra erschallt;
Sie hören die alten Lieder
Und sehen die Wolkengestalt!

Und nach der Saiten Schlage
Die ganze Natur sich regt,
Des Weltalls ewige Tiefen
Sind alle von Grund bewegt.

Sie fühlen sich aufgeschwungen
Nach blauer Meere Schooß
Zum Geist, der sie durchdrungen
Von der Ceder bis zum Moos.

Es flüstern die Erlen am Bache,
Es lispeln die Buchen im Hain,
Es streben die Felsen und Eichen
Zu ihm in die Wolken hinein.

Es rauschen die ewigen Flüsse,
Es säuseln die Blumen empor,
Es singen sich Welten entgegen:
„Er ist unsterblich!“ im Chor.

„Als Himmelsphilomele
Singt er nun Melodein
Von einem ew'gen Frühling
In den irdischen Frühling herein!

Und so lange Sehnsucht und Liebe
Und Sonnen und Sterne glühn,
Und Nachtigallen schlagen
Und Veilchen und Rosen blühn;

So lange Lenze grünen,
Und so lang ein Menschenherz
Hinstirbt in süßem Entzücken,
Hinstirbt in seligem Schmerz:

So lange wird er leben
Da droben am Himmelszelt,
Und unten wiederklingen
Im Busen einer Welt."

Das Thema
der
Goethischen Poesie
und
Torquato Tasso.

Für Haus und Schule dargelegt

von

Dr. Christian Semler,
Lehrer an der öffentlichen Handels-Lehranstalt in Dresden.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1879.

Vorrede.

Die vorliegende Schrift beabsichtigt weniger die schon überreiche Goethe-Literatur zu vermehren; ihr Zweck ist vielmehr ein pädagogischer und zwar nicht nur in ästhetischer, sondern auch zugleich in ethischer Hinsicht. Wird durch sie der reiferen Jugend neben dem Interesse an der Poesie ein sittlich-religiöser Kern gesichert in einer Zeit, in welcher die Kirche es nicht immer vermag, so hat der Verfasser nicht vergeblich geschrieben.

Die Abhandlung ist der Schule entsprungen, und sind ihre Wurzeln gesund, so wird auch die Frucht wiederum der Schule zu Gute kommen. Aber da Haus und Schule, um etwas Wirksames zu leisten, zusammengehen müssen, so ist auch das Haus eine Stätte, wo der Verfasser gehört werden möchte. Diese Erwartung ist vielleicht um so eher gerechtfertigt, als der Schulstaub fern gehalten ist.

Nicht dem Zufall oder einer Nebenabsicht verdankt das Büchlein seine Entstehung, sondern einem Gefühle innigster Dankbarkeit dem Genius gegenüber, dem die Nation so viel schuldig ist. Steht mir auch Shakespeare, wie ich nicht leugnen will, als Dichter höher, so ist mir doch Goethe in meinem Bildungsgang und auf dem Lebenswege ein Leitstern gewesen, der selbst in Sturm und Wetter die richtigen Wege zeigte. Was ich der Jugend empfehle und an's Herz lege, habe ich selbst erlebt. Und wenn ich auch neben den andern Dichtungen Goethe's seinen Torquato Tasso bereits über 40 Mal interpretirte, so ist doch die Frische und die Verehrung nicht erkaltet, und in dem mächtigen alten Birnbaum wird immer noch zwischen den Blättern versteckt eine saftige Frucht entdeckt.

Das Ideal der Goethischen Poesie, die harmonische Selbstbildung, das Streben und die Entwickelung, wurde mir in den Jünglingsjahren, als die Kirche nicht mehr allein das Gemüth zu befriedigen vermochte und die Zweifel immer stärker gerüstet auftraten, eine Religion. Goethe war es, der mir in den Studentenjahren in Bonn die Augen öffnete für die Sculpturen im dortigen Antikenkabinet. Das Thema seiner Poesie erkannte ich wieder in dem Entwickelungsproceß der Philosophie von Spinoza bis Fichte und Hegel, wie ihn Kuno Fischer in Heidelberg so meisterhaft vortrug, und nicht minder in den Vorlesungen Häusser's über den Proceß der Selbst-

entwickelung in der Geschichte der Neuzeit seit Hutten und Luther. Goethe's begeisterte Worte über Shakespeare waren mir in den Londoner Theatern Winke genug zum Studium dieses Dichters, und bei den Tempelsculpturen vom Parthenon im britischen Museum dachte ich im Anblick der olympischen Gestalten der drei attischen Mädchen und des unvergleichlichen Faltenzuges ihrer Gewänder an unsern großen deutschen Dichter, wie er sich in Rom von der Antike leiten ließ und so die Begabung erhielt, die anmuthigen Gruppen in Alexis und Dora und in dem neuen Pausias zu entwerfen. An Goethe dachte ich, wenn ich an den Kreidefelsen der Insel Wight saß und die Wellen bis zu den Füßen spielten. Da traten die herrlichen Worte mir in's Gedächtniß, die er an Schiller über seine Lectüre der Odyssee auf Sicilien schrieb.

So war mir Goethe in den Lehr- und Wanderjahren nicht nur ein Dichter, sondern ein Lehrer und Erzieher, ja sogar ein Prophet, der mir den ewigen Kern der Bibel reichte ohne die vergängliche orientalische Schale.

Doch das Streben nach harmonischer Ausbildung hat eine Grenze, wenn die Pflichten des Berufes und der Familie ihre ernste Mahnung sprechen. Oft durchzuckt dann freilich die Wehmuth das Gemüth, daß dem idealen Streben so unerbittliche Schranken gezogen sind. Aber auch hier wieder ist Goethe der Freund, der zur Selbstbeschränkung auffordert. Wir erinnern an die schönen

Worte im Wilhelm Meister (VIII, 5): „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“ Wenn so der Dichter des rastlos strebenden Faust spricht, dann werden wir uns wohl zufrieden geben. Goethe kann nicht genug die Bedeutung des Lebens und der geordneten Thätigkeit preisen. Er selbst hat ja die Doppelnatur der praktischen Begabung und des idealen Sinnes von Vater und Mutter; von jenem hat er „des Lebens ernstes Führen“, von dieser „die Lust zu fabuliren“. Derselbe Genius, der uns das vollendete Vorbild des Strebens nach harmonischer Selbstbildung giebt, führt uns zugleich in das Leben ein, versöhnt uns mit den Collisionen und Enttäuschungen desselben und schützt vor Empfindseligkeit und Schöngeisterei. Gerade in seinem Torquato Tasso ist diese Tendenz am durchsichtigsten veranschaulicht. Deßhalb legte ich auch dieses Drama für die vorliegende Schrift zu Grunde.

Die Schule, welcher dieselbe entsprungen ist, ist die Dresdener öffentliche Handels-Lehranstalt. Wollen wir humanistisch gebildete Kaufleute erziehen, so müssen wir zunächst darauf bedacht sein, der Jugend ein energisches Interesse am praktischen Leben einzuflößen und sie früh daran zu gewöhnen, mit sehr vielen und verschiedenartigen Menschen verkehren zu können. Und gerade dieses ist die große Lehre im Tasso. Wir wollen sicher keine träumerischen Phantasie- und Stimmungsmenschen aus

unserer Schule in's Leben schicken: der junge Tasso ist ein warnendes Beispiel. Aber wir bemühen uns ein reges und dauerndes Interesse für das Schöne und Hohe in der Poesie und Kunst wach zu rufen, und wie warm und beredt verlangen dieß der edle Alphons, die geistvolle Prinzessin und der scharfe Antonio! Wir wollen auch die Freude erwecken an der Selbstbildung und an dem Streben nach innerer Vervollkommnung. — In dem Reformationszeitalter war die kirchliche Begeisterung ein mächtiger Hebel der Selbsterziehung und des Strebens nach innerer Veredelung. Die Zeiten haben sich geändert. Die kirchliche Begeisterung kann nicht mehr so wie in naiveren Zeitaltern allein die Herzen erfüllen; wir sind weltlicher geworden und müssen es sein. Wir können dieß vielleicht beklagen, aber nicht ändern; denn der Natur und dem Leben das Nöthige für ein menschenwürdiges Dasein abzuringen, ist in unserer Gegenwart nicht gerade leicht. Unser Blick muß scharf auf das Diesseits gerichtet sein, wenn wir auf der Erde feststehen wollen. Um so mehr aber tritt die Forderung an die Schule heran, den idealen Sinn trotzdem dauernd zu befestigen.

Wir gehören durchaus nicht zu Denen, welche, in einseitiger Bevorzugung der Studirten, dem Kaufmann und Industriellen ohne Weiteres Egoismus vorwerfen. Einen berechtigten Egoismus müssen wir Erdenkinder alle haben. Auch bei dieser Betrachtung kann Goethe unser Führer sein. Er sagt in den Zahmen Xenien (III):

„Sie schelten einander Egoisten;
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke daß du es selber bist.
Du wirst nach deiner Art bestehn,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen.
Euch sämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern schadet um etwas zu sein."

Wenn wir nun den Interessen des praktischen Lebens das Wort reden und nichts von Schöngeisterei wissen wollen, so wird man vielleicht auch auf unsere Stimme achten, wenn wir die Pflege des idealen Sinnes für die kaufmännische Jugend fordern. Doch könnte man einwenden, die tieferen Dichtungen Goethe's, wie Iphigenie und Torquato Tasso, seien für die oft mangelhaft vorbereiteten Zöglinge der höheren Handelsschulen zu fein! — Ich gebe gern zu, daß Coriolan und Julius Cäsar, Macbeth und Heinrich IV. die Klasse mehr packen; die Jugend will die That sehen, sie liebt willenskräftige Charaktere und eine realistische Sprache. Und trotzdem habe ich mehrmals erfahren, daß in der I. Klasse die jungen Leute von 17—20 Jahren mit warmem Interesse Tasso und Iphigenie gefolgt sind. In gereifterem Alter würdigt man diese Dichtungen freilich mehr; aber nach der Absolvirung der Handelsschule folgt keine Universität. Wir müssen also einen Grund legen für die Privatlectüre unserer jungen Leute nach der Schulzeit. Dieß können

wir um so eher, weil die feineren Dichtungen durch andere Werke vorbereitet werden. Mein Director, Herr Dr. Benser, gestattete mir vor etwa 7 Jahren die Odyssee in der Uebersetzung in der III. Klasse einzuführen, und zugleich erhielt Shakespeare in den beiden Oberklassen einen ziemlich großen Spielraum. Wenn wir nun auf solcher Basis, zu der noch die eingehende Betrachtung der Gypsabgüsse im Mengs'schen Museum und der schönsten Originalwerke in der Antikensammlung kommt, Goethe's Tasso und Iphigenie aufbauen, so verfahren wir nicht willkürlich, bauen auch nicht in die Luft.

Aber zu dieser festen Grundlage fügen wir noch Etwas hinzu, das mit der Interpretation stets Hand in Hand gehen sollte, nämlich das sorgfältige Ueben des Vorlesens. Dichtungen muß man innerlich hören, um sie bis in das feinste Geäder ihres Organismus geistig reproduciren zu können. Das stille Lesen ist zu flüchtig und verflüchtigt daher die Stimmungen und Bilder. Der Stimmungsgehalt einer poetischen Schöpfung wird in seinem Auf und Nieder, in seinen mannichfaltigen Wandelungen und Brechungen nur dann von der Phantasie erfaßt, wenn man sich die Hauptstellen wiederholt laut vorliest. Nicht blos das Drama muß gehört werden, auch das Lied, das Epos, der Roman und die Novelle. Aber nicht die Stimmungen allein werden dadurch sinnlich anschaulich, auch die Bilder treten aus der inneren Vorstellungswelt an das Tageslicht und gewinnen indivi-

duelles Leben. Ebenso werden die Gedanken, der Rhythmus und der Satzbau schärfer beleuchtet. Ich möchte das Vorlesen geradezu einen plastischen Proceß nennen. Wir lesen viel zu sehr mit dem äußeren Auge, welches nur die Buchstaben sieht, als mit dem inneren der Phantasie.

Was ich hier sage, ist nicht ein in der Studirstube ausgedachtes, abstractes Postulat, sondern wirkliches Erlebniß. Von der Hochschule an habe ich neben dem Studium der Literatur die Uebungen im Vorlesen getrieben und bin dadurch erst in viele Dichtungen tiefer eingedrungen. Wie ganz anders lebten und webten dieselben in mir, wenn ich sie mir in den Haupttheilen wiederholt vorgelesen hatte. Ebenso betheiligte ich mich als junger Lehrer mehrere Winter hindurch in dem Hause eines befreundeten Arztes in Hamburg an einem Leseabende. Wir lasen mit vertheilten Rollen, und ich vergesse niemals, wie wir uns dadurch um so mehr an Stücken wie Tasso und Iphigenie erfreuten. Alle diese Erfahrungen kamen mir dann in der Schule zu Statten. Wie trennen sich die Gedanken von einander ab, wenn die Pausen richtig gehalten werden, wie werden sie schärfer, wenn man die Betonung wohl beachtet! Bald muß das Tempo langsam, bald schneller sein. Und schließlich kommt noch der schwere Kampf mit dem Dialect dazu. Aber die Klasse, mag ihr auch das langsame Voranschreiten anfangs peinlich vorkommen, freut sich doch am Schluß, denn sie begreift, daß durch solche Uebungen eine Dichtung in Fleisch und Blut

übergeht und den ganzen Menschen durchdringt. Die Schüler versicherten mir geradezu, sie hätten auf diese Art Tasso erst wirklich lieb gewonnen. Declamatorisches Pathos und erkünstelte Rührung werden daneben unbarmherzig verfolgt, und Einfachheit und schlichte Wahrheit als das Ziel festgehalten. Welchen Gewinn werfen alsdann solche Uebungen für das Vorlesen von Prosa ab, und wie wirken sie auf den Styl sowohl als auf den freien Vortrag!

Wir erwähnten oben der Homer-Lectüre in der Uebersetzung in unserer Handelsschule. Wir begnügen uns hierbei nicht mit dem Vorlesen, sondern üben vor Allem das Nacherzählen. Erst durch dieses dringt der Schüler in das Detail eines Gesanges ein, giebt sich genaue Rechenschaft von der Gliederung einer Erzählung und lernt die Schilderungen, die Gleichnisse, die Reden, ja die veranschaulichenden Adjectiven innerlich reproduciren. Auf diese Weise erreicht das Lesen der Uebersetzung für die Bildung des Schönheitssinnes ähnliche Resultate, wie die Interpretation des griechischen Originals. Der Schüler, der regelmäßig zu dem reproducirenden Erzählen angehalten wird, übt annähernd selbst die Kunst des epischen Dichters; er treibt, möchte ich sagen, im Vergleich zur hohen Kunst das Kunsthandwerk. Er ist schaffend und nicht blos wissend. Die plastisch schauende Phantasie kann ungehinderter thätig sein, weil die grammatische Uebung sie nicht bei Seite drängt oder gar zum Aschenbrödel herabwürdigt.

Wer nun durch die Odyssee so vorbereitet an die Lectüre von Hermann und Dorothea kommt, liest dieses Gedicht mit innerlich zeichnendem Auge, das nicht blos den Verlauf der einzelnen Erzählungen festhält, sondern sowohl das hier entworfene universelle Natur- und Weltbild klar überblickt, als auch die einfachste Gruppe und Genrescene, die Gestalt und Gewandung so sicher erfaßt, als ob der Aufbau und das Ornament einer griechischen Vase zu betrachten wäre. Und dieses scharfe innere Sehen wird sich auch bei dem Lesen der übrigen Goethischen Dichtungen nicht verleugnen.

Wie wir die auf den ersten Blick unscheinbaren Uebungen im Vorlesen und Nacherzählen in den Vordergrund rücken, so suchen wir zugleich, mit klar bewußter und gewollter Hintansetzung der literaturgeschichtlichen Vielwisserei, der reiferen Jugend durch die Lectüre von Meisterwerken eine Weltanschauung mit in's Leben zu geben, die hoffentlich einen gediegeneren geistig-sittlichen Gewinn abwirft, als die Unzahl von biographisch-kritischen Notizen und Büchertiteln von Ulphilas bis Geibel und Redwitz, wie sie mir ehemals in dem Gymnasium mit gar wichtiger Miene eingepaukt wurde.

Dresden, im Januar 1879.

Der Verfasser.

I.

Das Thema der Goethischen Poesie.

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke."
Motto zu „Gott und Welt".

Homer, der vollendete Schöpfer des Epos, und Shakespeare, der normale Repräsentant der Tragödie, gehen Goethe voraus, sie bahnen ihm den Weg und sind seine Muster. Es schwebt sein Genius zwischen beiden, ohne dieselben in ihren höchsten Leistungen zu erreichen. Weder den Reichthum eigenartig geprägter, zumal männlicher Charaktere und die erschütternde Macht des Schicksals hat er, wie Shakespeare im Macbeth und Lear, noch auch vermag er das Völkergewoge und den heroischen Klang der Ilias zu treffen.

Und dennoch ist der Genius unseres Dichters ein originaler und menschheitlicher wie derjenige Homer's und Shakespeare's. Das Lied, die Ballade, die Hymne, die Elegie, dieß sind die Schöpfungen, in denen Goethe sein ureigenes Wesen wie in funkelnden Diamanten verdichtet

hat. Das deutsche Volkslied zeigte ihm den Weg, das Selbsterlebte gab ihm den Inhalt, und der Zauber der Mozart'schen Arien forderte zum Wettstreit auf.

Der Hauch tiefbewegter Innerlichkeit verbreitete sich alsdann von den Formen der eigentlichen Lyrik über die dramatischen und epischen Gebilde des Dichters, gab ihnen den musikalischen Gehalt und damit das bestimmte Gepräge.

Die Homerischen Gesänge entsprangen der Zeit der Wanderzüge der Griechen nach Kleinasien, die Shakespeare'schen Tragödien und Komödien entstanden in der großen Weltperiode, in der die andere Hälfte des Erdballs entdeckt wurde, in der sich die kritisch denkende Neuzeit von dem glaubensseligen Mittelalter schied und das heidnische Alterthum wiederum sich Geltung und tiefgehenden Einfluß verschaffte. In jenem Homerischen Zeitalter wurden die Menschen erregt zur Wanderlust, zu Abenteuern und Heldenthaten; Meer und Land, Jagd und Krieg, Viehzucht und Ackerbau boten eine Fülle von Genrebildern und plastischen Scenen. In dem Zeitalter Shakespeare's jedoch war die Erschütterung der Menschen eine viel gewaltigere; sie regte nicht nur zur kühnsten Wanderlust an, wie sie die Welt je gesehen hatte, sie rüttelte und schüttelte vor Allem das Innere der Menschen durch, daß die Bande des Mittelalters zerbrachen, daß man frei und unbefangen, ja mit staunender Verwunderung in dem fremdgebliebenen Diesseits, in Natur und Welt sich umschaute und sich innig befreundet fühlte den großen Schöpfungen der heidnischen Griechen und Römer.

Die Consequenzen des Reformationszeitalters wurden im Revolutionszeitalter gezogen. Eine Gährung ergriff

die Geister, die dem 16. Jahrhundert wenig nachgab. Die kirchliche Frage tritt in den Hintergrund; um so mächtiger erhebt sich die Naturwissenschaft und zu gleicher Zeit die Sehnsucht nach der Natur durch Rousseau, die Philosophie nimmt durch Kant eine Stufe ein, wie sie sie vorher nie erlebt, Winckelmann lehrt die griechischen Statuen mit richtigem Blick anzuschauen, Herder weckt den Sinn und das Verständniß für das Volkslied, Shakespeare und Homer werden wieder mit unbefangenen Augen gelesen, die romanischen und gothischen Dome erwachen wie Dornröschen aus langem Zauberschlafe. Aber was wohl die sämmtlichen Culturvölker am meisten durchzuckte, war der Kanonendonner der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege und die friedlicheren Klänge der Wunderwelt deutscher Musik.

Was in dem Zauberreich unserer Musik Mozart ist, das ist Goethe, das Kind jener tief erregten und schöpferischen Zeit, in der deutschen Poesie. Beide sind die anmuthigsten und größten lyrischen Geister der Menschheit, beide sind innig verwandt und nur zu verstehn, wenn man sie neben einander betrachtet. Wem das Organ für die Goethischen Dichtungen fehlt oder in der Prosa des Lebens abhanden gekommen ist, der versenke sich in die märchenhafte Welt der Mozart'schen Melodien und Harmonien, und seine Seele wird für Goethe das empfängliche Gefühl erlangen. Wer die Lieder Goethe's mitempfinden will, lausche auf den Zauber der Arien Mozart's in seinen Opern, und wem die Stimmungswelt im Werther fremd ist, der bereite sich für dieselbe vor durch die erschütternde Gmoll-Symphonie.

Goethe steht, wie wir sagten, zwischen Homer und

Shakespeare. Wie jener besitzt er die episch-plastische Begabung, um Hermann und Dorothea zu schaffen; wie dieser vermag er es, tragische Situationen wie Gretchen im Kerker und Egmont's Gefangennahme durch Alba zu dichten. Das innerste Wesen der Goethischen Poesie jedoch neigt mehr zu Homer als zu Shakespeare, mehr zum Epischen als zum Dramatischen, und der eigentliche Ausgangspunkt seines Themas ist die Darstellung seines eigenen Inneren, welches freilich in mehr als einer Hinsicht ein Spiegel der Welt ist. Liebesstimmungen und Naturscenen, Freundschaft und Menschenverkehr erfüllen und begeistern sein Gemüth, werden hier von dem Erdgeschmack und der Erdenschwere des unmittelbaren Erlebnisses geklärt und funkeln als der goldene und purpurne Wein in Liedern, in Briefen wie im Werther, als Dialoge im Drama. Nicht sympathisch ist ihm die kühne reformatorische und revolutionäre That, welche historische Verhältnisse rücksichtslos durchbricht, um Neues an die Stelle zu setzen. Näher liegen ihm Zustände, die weniger die resolute That herausfordern, als das ruhige und stätige Wirken verlangen und dem Werden und Wachsen der Natur verwandt sind.

Goethe wurde von dem Schicksal mitten in die große Zeit des vorigen Jahrhunderts hineingestellt und mit empfänglichem Sinn und schöpferischer Begabung nahm er die mannichfaltigen Eindrücke in sich auf und verarbeitete sie zu ewigen Formen. Die Bewegung der Zeit zuckte schon durch die Seele des frühreifen Knaben. — Es galt im Staat, im socialen Leben, in der Poesie und Kunst den Formenzwang und die Hohlheit einer altgewordenen Weltperiode zu überwinden und das Wahre und Gehaltvolle,

das Naturgemäße und Freie an die Stelle zu setzen. Die Menschheit strebte zu einer höheren Stufe empor und mußte mit der vorangegangenen brechen. Die strebende und kämpfende Menschheit, erregt durch den Widerspruch gegen das Alte und durch die Sehnsucht nach dem Neuen, wurde in Goethe gleichsam individuell. Wie die Naturmächte und die sittlichen Principien von den Völkern als Götter, also persönlich aufgefaßt werden, so nahm die Gährung im vorigen Jahrhundert in Goethe Menschengestalt an. Und als die Geister sich beruhigten und neuen Formen sich fügten, da that es auch Goethe in der klassischen Periode.

Wir haben hiermit bereits ausgesprochen, um was es sich in Goethe's Dichtungen handelt. Es ist der Widerspruch gegen ausgelebte Formen, es ist das Sehnen und Streben nach Wahrheit und Natur, es ist die Entwickelung zu höheren Stufen. Das in Goethe persönlich gewordene Streben des Zeitalters gestaltet sich zum Thema seiner Poesie. Der Pulsschlag der Zeit ist, mit Ausnahme der politisch-nationalen Begeisterung, der Inhalt der Goethischen Dichtungen. Wie das Gefühl der geistig-sittlichen Ueberlegenheit, der Selbstverleugnung und Opferbereitwilligkeit Fleisch und Blut annahm in Christus, so ward das Zeitalter der Sehnsucht nach der Natur, des Strebens nach harmonischer Bildung und bewußter Selbstentwickelung plastisch ausgeprägt in Goethe.

Schon in der Zeit der Humanisten und Reformatoren war der Drang ein innerlicher. Der Durst nach Wissen, das Ringen nach Glaubensfreiheit und Gewissensreinheit bewegte das Innerste des Menschen. Aber noch tiefer in das subjective Leben grub sich die geistige Arbeit des

vorigen Jahrhunderts ein: die Blüthe der Musik und der Philosophie spricht beredt von der gewaltigen Arbeit des Inneren. Die Humanisten entsprangen der Klosterzelle, das Zeitalter Goethe's entfloh dem Salon, der Etikette, dem Formenzwang, der verknöcherten Philosophie, der zopfigen Stubenpoesie. Was Egmont sagt, das rief die ganze Jugend der Zeit: „Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen." Und wie hier die Natur begeistert aufgesucht wird, so auch die Liebe, die nicht mehr, nach dem Wunsche des Apothekers in Hermann und Dorothea, des Sonntags Nachmittags vom Freiersmanne im Fracke gestiftet wird; sie wirft kühn die Fesseln weg und überspringt Sitte und Gesetz, wie Egmont in der Liebe zu Klärchen.

Goethe ist, ähnlich der gleichzeitigen Musik, zunächst berufen, die Stimmungswelt der damaligen Weltperiode in sich erklingen zu lassen und sie dann in objectiv geschauten und durch tiefe Gedanken beleuchteten Formen wiederzugeben. Zur Tonleiter der Stimmungen, zu „freudvoll und leidvoll", zur Sehnsucht und Wehmuth, zum Jubel und zur Klage gehört als die erzeugende Kraft das Gefühl. Das Gefühl läßt sich erfüllen von den Eindrücken der Außenwelt, es giebt sich ihnen hin, wird ihr Gefangener und macht sich dann wieder frei, indem es sich ausspricht,

indem es den Zustand der Seele zum Gegenstand macht. Stimmungen kann jedoch der Dichter nicht so darstellen wie der Musiker; der Rhythmus und Reim ist das Einzige, welches den Melodien und Harmonien verwandt ist. Er muß sich helfen, indem er das Gefühl durch die Bilder schaffende Phantasie deutlich macht. Die Stimmungen entstehen durch äußere Eindrücke, die zu inneren Bildern werden. Das Gefühl spricht sich aus, indem es selbst schweigt und die Bilder reden läßt, welche die Stimmungen erzeugten. Die Bilder sind gleichsam die Eisenstange, an denen der Blitz hinabzuckt. Sollen nun die Gefühle reich und bis zu einem gewissen Grade deutlich sein, so wie sie uns der Musiker bietet, so muß die Phantasie die gestaltende Kraft haben, die Bilder der Natur und des Lebens in festen Umrissen zu ergreifen.

Daß Goethe eine geradezu Homerische Begabung im Schauen der Außenwelt habe, sagten wir oben. Das Gefühlsleben aber war bereits in den Knabenjahren so intensiv, daß die Liebe das junge Herz in allen Tiefen durchzuckte und nicht minder wurde noch der Greis von ihrer Allgewalt erschüttert. Nur seinem festen männlichen Willen gelang es, den Wellenschlag des Herzens zu bändigen; aber unter der scheinbaren Eisdecke hörte man das Rauschen. Goethe hat wie wenige Menschen den beglückenden Zauber der Stimmungswelt, aber auch ihre dämonische Macht erfahren. Nur bei solcher Begabung war es ihm möglich, mit einem Mozart in die Schranken zu treten und den ganzen Himmel des Gefühls sowie seinen bestrickenden Sirenengesang zu verkünden.

Wenn nun die Stimmungen und Bilder allein die Seele beherrschen und allmächtig darin schalten und walten,

dann ist die Gefahr vorhanden, daß der Mensch ein Spielball der Eindrücke wird, daß er auf den Wellen dahin fährt, wie ihn eben dieser oder jener Wind treibt. Das Gefühl und die Phantasie, wenn sie einseitig und im Uebermaaß entwickelt sind, führen vom siegesgewissen Selbstgefühl zum verzagtesten Selbstverlust: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt".

Doch die Seele birgt noch andere Kräfte, als jene beiden jugendlichen Wildfänge. Mit männlichem Ernst treten ihnen gegenüber der scharf reflectirende Verstand und der entschlossene Wille. Die Phantasie und das Gefühl werden, wie wir zeigten, von dem Streben erfaßt, und ihnen stellt sich der reflectirende Verstand an die Seite oder in den Weg. Entweder kommt er aus dem eigenen Innern oder von andern Personen. Er zeigt dem Streben die richtigen Wege, klärt es über das Ziel auf oder er verweilt, um über die zurückgelegten Stufen Betrachtungen anzustellen. Bisweilen jedoch erscheint der Verstand auch als Warnung und Widerspruch gegen die Einseitigkeit des Strebens, das so leicht in jugendlich unreifen Dilettantismus verfällt und gegen den Ernst des Lebens verstößt. In Wilhelm Meister's Lehrjahren ist dieß häufig der Fall, und wir haben bereits in der Vorrede eine dahin einschlagende Stelle dieses Romanes angeführt. — Zu dem Verstand gesellt sich dann der Wille und versperrt noch energischer dem die Schranken überspringenden Gefühl und der Phantasie die Bahn. Der Verstand und der Wille bekämpfen sowohl die Ueberschwänglichkeit als die in Extremen sich bewegenden Schwankungen beider und mahnen zur Stätigkeit und Festigkeit. So tritt Götz von Berlichingen Weislingen gegenüber; weit genialer aber that

dieß der jugendliche Dichter in den Warnungen des Carlos, die dieser seinem Freunde Clavigo ertheilt.

Es wäre nun verkehrt zu sagen, Goethe schildere im Clavigo sich selbst. Allerdings hat er an sich dessen schwankende Stimmungen erlebt; aber er steht zugleich souverän darüber wie Carlos über Clavigo. Er ist Clavigo und Carlos und Beaumarchais zugleich. Sicherlich hätte Goethe die krankhaften Erscheinungen des einseitigen Gefühlslebens nicht so genau, ja, vom Standpunkte des Schönen, peinlich genau schildern können, wenn er nicht mit elastischer Kraft sich ihnen zu entwinden vermocht. Er wirft das Krankhafte aus sich heraus, wie die Schlange die Haut ablegt; so vergleicht er sich selbst einmal in den Zahmen Xenien (V).

Goethe kennt das Irrlichtern des Gefühls so gut wie das verlockende Gaukeln der Phantasie; doch sind bei ihm diese Seelenkräfte in ihrem innersten Kerne gesund und schöpferisch. Die Tiefe und Innigkeit seines Gefühls ließ das Zerfließen und Schwanken desselben nicht lange dauern, und so haben wir auch von seiner Phantasie geäußert, daß sie bei der Stange bleiben, die Dinge fest ins Auge fassen und treu wiedergeben konnte. Seine Phantasie hat ihre Stärke gerade in dem objectiven Schauen, welches die Dinge nicht im Nebel und nicht mit dem Kaleidoskop sieht, sondern, so wie sie in Wirklichkeit sind, und dem entsprechend wird auch das Gesehene, poetisch umgestaltet, wiedergegeben. Dieser Kraft, „die Dinge ruhig auf sich wirken zu lassen“, entspricht das Beobachten mit dem Verstand. Von dem scharfen plastischen Schauen Homer's zu dem scharfen Beobachten des Aristoteles ist kein Sprung, und so ist es auch zu erklären, daß der Dichter von Her-

mann und Dorothea zugleich tiefsinnige Forschungen in dem Organismus der Pflanzen und Thiere anstellen und schwierige ästhetische Gesetze auf dem Gebiete des Epos und des Dramas zu Tage legen konnte.

Dieser in die Tiefe der Begriffe und der Organismen eindringende Blick mußte sich auf Goethe's Innere selbst und die Kräfte des Gefühls und der Phantasie erstrecken. Er durchschaute die Schwächen beider fast zu sehr, die Selbstreflection über die Irrgänge der Seele tritt in seinen Charakteren zu häufig auf. Kein Wunder also, wenn der Dichter schon früh von Shakespeare's Hamlet angeregt wurde; die krankhafte Reflection des dänischen Prinzen zuckt vom Werther an durch so viele Goethische Dichtungen. Wer erkennt nicht den Hamlet in dem Briefe Werther's vom 8. August: „Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!"

Gerade Werther zeigt, neben andern Goethischen Charakteren, daß der reflectirende Verstand und wenn er noch so scharf und klar ist, doch schließlich nichts hilft, wenn nicht der Wille hinzukommt, der alle Widerreden durch das eiserne Commandowort abschneidet. Goethe besaß diesen Willen gegen sich selbst; er hatte sich völlig in der Gewalt und bewahrte die olympische Ruhe, auch wenn innerlich die Blitze zuckten. Deßhalb konnte er auch Charaktere zeichnen von der unerbittlichen Willenskraft eines Carlos und Alba.

Goethe stellt, wie wir oben sagten, zunächst sein Inneres dar. Dieses Innere haben wir kennen gelernt nach den Kräften, die darin thätig sind, die sich widersprechen und in dem Widerspruch ergänzen. Das Streben nach geistiger, künstlerischer und sittlicher Selbstbildung und Vervollkommnung fällt nun auf den Boden der also ausgerüsteten Seele. Das Streben Goethe's wird gefördert von der Zeit, die in üppigster Fülle die Bildungselemente der Gegenwart und Vergangenheit in Fluß brachte. Das empfängliche Gemüth wird von der Strömung erfaßt, und der Proceß der Weltentwickelung gestaltet sich in dem Mikrokosmus des Individuums zur Selbstentwickelung. Zunächst wird das Gefühl und die Phantasie mit Begeisterung erfüllt von all dem Hohen und Schönen, das entgegen kommt. Die Erregung wird beflügelt durch den Widerspruch gegen eine verknöcherte und naturlose Zeitperiode. Von der Natur ist der Vorhang gefallen, und entzückt wird sie im Blüthenmeer des Frühlings, im fallenden Laub des Herbstes genossen. Der Natur verwandt ist das Homerische Epos und die griechische Statue; entweder zeichnen sie die Natur selbst in reinstem Umriß oder sie stellen den Menschen als Naturkind dar. Das Streben, all diese Herrlichkeit, welche Natur und Cultur bieten, zu genießen, vereint sich mit einem wunderbaren Sehnen, wie es auch in den Adagios Haydn's, Mozart's und Beethoven's uns so ergreifend entgegen klingt. Wie verlockend spricht sich die Sehnsucht nach der Natur und den Denkmälern der Kunst in Italien in dem Jugendgedichte „Der Wanderer" aus; wie mächtig ist das Sehnen und Streben nach der Vermählung mit der Natur im Faust, der sich einen Zaubermantel wünscht, um mit der untergehenden Sonne nach

dem Meere zu schweben. Das Streben erscheint aber auch in ethischer Form; Orest ringt nach der Befreiung von den Gespenstern der Gewissensangst, Iphigenie strebt nach der Reinheit der Seele, um das mordbefleckte väterliche Haus zu sühnen.

Zum Streben gehört Selbst- und Lebensgefühl; wem beides fehlt, wird nicht mit Faust sagen:

„Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu schlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Derber drückt Goethe diese Stimmung aus in „Sprichwörtlich":

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deßwegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen".

In dem Verlaufe von Goethe's Dichtungen ist es nun bemerkenswerth, wie die Helden sich allmählich zum Streben emporrichten. Götz von Berlichingen hat volles Selbst- und Lebensgefühl, er steht ein für die individuelle Selbständigkeit und Freiheit des alten Ritterstandes; ein höheres Ziel, ein eigentliches Streben hat er nicht. Werther besitzt ein so reiches Selbstgefühl, daß man denken sollte, das ideale Ziel müsse zu Tage treten; aber er unterliegt dem überschwellenden Gefühl für die Eindrücke der Natur und der Liebe. Clavigo schwankt zwischen dem, was sein Selbstgefühl erfüllen sollte, nämlich der individuellen Entwickelung auf der einen Seite und der Liebe auf der andern. Carlos zeigt ihm beides als Ziel, aber Clavigo ist ein zerbrechliches Glas, das die Collision zwischen der Liebe

und der ungehemmten Entwickelung nicht aushalten kann. Egmont hat das Vollgefühl ritterlichen Selbst- und Lebensgefühls, im Gegensatz zu Clavigo und mit der Annäherung an Götz, aber er besitzt kein höheres Streben, kein sittliches Ziel. Beides kommt über ihn auf dem Hingang zum Schaffot, als es zu spät ist.

Erst mit Faust und Wilhelm Meister gewinnen die Goethischen Helden den höheren Horizont. Beide bezeichnen so recht das Grundthema des Dichters, das Streben. Aber sie zeigen es so verschieden und so eigenartig, daß der Reichthum des Dichters um so größer erscheint. Im Faust ist die ewige Berechtigung des Strebens nach Wahrheit und einer selbständigen Weltanschauung in großartig angelegtem Style gehalten, während im Wilhelm Meister das dilettantische Streben nach ästhetischer Ausbildung im Tone von Cervantes Don Quixote ironisirt ist. Trotzdem bleibt, bei aller Ironie über die verunglückte Schauspielerlaufbahn Meisters, der immer nur sich selbst spielt, ein vollberechtigter Kern, nämlich das Streben nach persönlicher Ausbildung in dem äußeren Benehmen. Es gilt aus der Person ein Kunstwerk, ein sicheres aristokratisches Auftreten herauszuarbeiten.

Im Faust dagegen können wir, neben dem Streben, sehr gut jenen Widerstreit der Seelenkräfte kennen lernen, von dem wir vorhin sprachen. Faust strebt nach dem Erkennen des Zusammenhanges der Dinge, er will, ohne das Gängelband der Theologie, die Gesetze des Weltalls, des Erdplaneten und der Menschheit darauf, erforschen. Die bisherige Methode der verknöcherten Wissenschaften führte ihn nicht zum Ziele; eine neue aber, wie Baco oder Kant, zu erfinnen, dazu fehlte ihm die Geduld. In leidenschaft-

lichem Eifer schüttet er das Kind mit dem Bade aus, d. h. er wirft die mühsame Detailforschung der Wissenschaft, die Sandkorn an Sandkorn fügt, über Bord, um die Wahrheit zu citiren wie der Zauberlehrling die Geister. Er übergiebt sich der Magie, d. h. er will die Wahrheit „einsacken", wie Nathan vom Saladin vermuthet, er will sie genial fühlen und schauen. Das Gefühl und die Phantasie sind nun allerdings Kräfte, welche die höchsten Wahrheiten erfassen: die prophetische Natur thut es in Glaubenssatzungen, der Dichter und Künstler in Dichtungen und Kunstwerken. Jene Kräfte bedeuten mit das Höchste, was die gütige Natur dem Menschen schenkte. Ohne die Phantasie könnten wir nicht in die Vergangenheit schauen, in der uns Tage des Glückes emporhoben; wir könnten nicht hoffnungsvoll in die Zukunft schauen, um eine verkümmerte Gegenwart zu vergessen. Wie schön hat dieß Goethe in dem Gedichte „Meine Göttin" ausgesprochen! Jeder Mensch hat Momente, in denen er, sei es in der blühenden Natur des Frühlings oder beim Anhören eines Musikwerkes, die Harmonie des Weltganzen ahnt, in denen das Bild der Vollkommenheit und das Gefühl der Versöhnung ihn erfaßt. Dann sieht er, was Faust im Erdgeist schaut. Aber die Stimmungen und die Bilder kommen und gehen. Das Gefühl des Unbefriedigtseins bleibt, denn der Verstand und der Wille waren nicht betheiligt. Das phantastische Entzücken der Nacht schaut am Morgen krank und bleich aus. Das Mädchen, welches vor dem Madonnenbilde in inbrünstiger Andacht das Ideal der Jungfräulichkeit schaute, erlebt, sowie es in die gewöhnliche Alltagswelt tritt, dasselbe wie Faust. Wir hören im Concertsaale Beethoven's Cmoll-Symphonie und werden erschüttert von dem Bilde der

tragischen Collisionen des Lebens und begeistert emporgehoben von der Versöhnung, die bis zum Humore hinansteigt: wir fühlen die Harmonie des Weltalls. Aber wir kommen nach Haus, ein unangenehmer Brief überrascht uns, und aus ist es mit dem Himmel, den wir auf Erden schauten. So ziehen die Stimmungen wie rosige Wolken über unserem Haupte dahin und weg. Deßhalb sagt Faust, als ihn die ideale Stimmung nach dem Spaziergang so bald verlassen hatte:

„Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung."

Faust's enthusiastisches Gefühl prallt zum zweiten Male scharf an, als er in Wald und Höhle strebt, sich von der sinnlichen Leidenschaft frei zu machen und von Mephisto mit Spott und Hohn belehrt wird, daß der ideale Aufschwung der Phantasie und des Gefühls nicht immer stichhaltig ist, vielmehr gar oft bunten Seifenblasen gleicht.

Irrthum und Schuld werden so dem strebenden Menschen nicht erspart; aber er braucht darob nicht zu verzagen und die Erde als Jammerthal anzusehen. Denn Irrthum und Schuld sind die unvermeidlichen Durchgangspunkte zur Wahrheit. Deßhalb sagt Goethe in den Jahreszeiten so schön und ganz entgegen den Lehren der Gesellschaft Jesu:

„Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."

Die subjectiven Erlebnisse, welche Goethe in seinem geistigen, künstlerischen und ethischen Entwickelungsgange machte, legte er in seinen Dichtungen nieder. Darum nennt

er diese auch Gelegenheitsgedichte, Schmerzenskinder u. s. w. und hat an verschiedenen Stellen dieser seiner dichterischen Methode Ausdruck gegeben. So sagt er in den Zahmen Xenien (IV):

„Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere."

In „Gott, Gemüth und Welt" sagt er:

„Dichter gleichen Bären,
Die immer an ihren eignen Pfoten zehren."

Das objective Gestalten seiner Seelenzustände war für Goethe nicht blos ein künstlerisches Bedürfniß; er fühlte dadurch einen wirklichen Befreiungsproceß. Darum sagt er in „Zueignung" zu der Göttin der Poesie:

„Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt."

Goethe entwickelte sich gerade durch eine Dichtung zu einer höheren Stufe, indem er dasjenige, was ihn aufregte, aus der Seele ausschied. Dieser Vorgang ist kein exclusiver, sondern ein allgemein menschlicher. Wer sich von der Befangenheit, mit der uns freudige oder schmerzvolle Stimmungen fesseln, befreien will, spricht sich darüber in Gesprächen oder in Briefen aus und findet dadurch Erleichterung. Spricht Jemand viel über einen Plan, über ein Vorhaben, so wird sicherlich dadurch die Innigkeit und Geschlossenheit des Gewollten abgeschwächt.

Goethe muß bestimmte Erlebnisse der Seele und Studien im äußeren Leben machen, ehe er zu einem Stoffe

schreitet. Ja zu seinen Charakteren, besonders den weiblichen, bedarf er der entschiedenen Anlehnung. Das soll nicht eine Minderschätzung sein, sondern seine Eigenart darlegen. Goethe nimmt nun freilich weniger selbsterfundene Stoffe als vielmehr Sage und Geschichte, wie z. B. Götz, Egmont, Faust und Iphigenie, aber er haucht ihnen doch den Lebensodem subjectiver Erlebnisse ein. In Hermann und Dorothea haben wir ein objectives Familien- und Weltbild; aber das bestimmte Thema des Dichters, die Entwickelung des Jünglings durch die Liebe zu einem edlen Weib, ist doch der Herzschlag dieses Werkes und das eigentliche Motto ist der Vers darin: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling."

Der Bildungsgang und das Streben des Dichters wird gefördert und mit ewigem Gehalt erfüllt durch die Natur und das Leben. Zu dem Leben rechnen wir die Liebe, die Freundschaft, den praktischen Beruf, die Religion, die Familie und den Staat. Nach diesen Seiten werden wir nun das Thema der Goethischen Poesie betrachten.

Wir gehen zunächst über zu der landschaftlichen Natur.

Die Völker so gut wie die einzelnen Menschen stehen mit ihrem geistigen Leben unter dem hemmenden oder fördernden Einfluß der Natur. Es ist nicht gleichgültig, ob ich Nebel sehe oder sonnigen Himmel, ob das Auge über eine einförmige Ebene hingleitet oder an Felswänden und Gebirgshäuptern emporschaut, ob man verkrüppelte Bäume und Sträucher sieht oder mächtig emporsteigende Eichen und Linden, Palmen und Pinien. Der Bewohner der Lüneburger Heide, der hinter seinen Heidschnucken hergeht

und dabei Strümpfe strickt, fühlt anders als der Alpenjäger, der, ehe die Sonne den Schnee der Berge vergoldet, die Gemsheerde beschleicht. Die Stimmung und die Phantasie sind bei der Lectüre einer Dichtung anders angeregt, wenn ich draußen im Walde unter duftenden Tannen sitze oder auf der Düne der sich heranwälzenden Fluth zuschaue, als wenn ich in der Stube bin und mein Auge den Regenschirm und den Cylinderhut sieht und das Ohr in jeder Etage ein Klavier bearbeiten hört.

Goethe steht in der Art, wie er die landschaftliche Natur auffaßt und wiedergiebt, völlig ebenbürtig neben Homer und Shakespeare. Zeitgenossen schildern mit als die liebenswürdigste Seite des unvergleichlichen Mannes das Interesse, das er an dem kleinsten Gräschen genommen habe. Eine Stelle in den Wahlverwandtschaften (II, 7) giebt uns sofort den besten Beleg dafür: „Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsere ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen.“

Der Culturmensch, welcher der Natur nahe bleibt, wird nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt. Wer mit aufmerksamem Blick dem Wechsel der Jahreszeiten folgt, das Keimen und Vergehen beobachtet und die Blumen, welche zuerst blühen und welche zuletzt; wer zusieht, welche Vögel im Herbste zuerst wegziehen und welche spät, wie sie dann im Frühjahr wiederkommen: wer hierbei seine Erholung sucht, wird nicht blasirt. Dem Pessimisten aber

gelten die Worte Goethe's in der „Harzreise im Winter", die er an den Vater der Liebe richtet:

„Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste."

Wer der Natur zugewendet bleibt, lebt in dem Ganzen und mit dem Ganzen, und dieses All durchdringt seine Seele mit dem Gefühle des Ewigen und Unendlichen. Deßhalb läßt Goethe seinen Faust sagen:

„Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist."

Wir sagten oben, Goethe habe für den unbedeutendsten Grashalm Interesse gehabt; aber nicht minder waren ihm die großartigen Erscheinungen der Natur befreundet. Das Meer und südliches Felsengestade lernte er auf Sicilien kennen, und ebenso waren ihm die Wunder der Alpenwelt zu wiederholten Malen vor die Augen getreten und ins Gemüth gedrungen. Als ich auf dem entzückenden Aussichtspunkte der Schmittenhöhe bei Zell am See vor mir die silbergrauen Mauern der Kalkalpen und hinter mir die Gletscher und beschneiten Hörner der hohen Tauern erblickte, da dachte ich an die Worte Goethe's über die Alpen, in denen er das Erhebende und Veredelnde der Natur so schön ausspricht: „Wie in jedem Menschen, selbst in dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so auf jene Weise einen Schatz für sein

ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch mit dem Menschen, der große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann."

In der Einsamkeit und unter den großen Eindrücken der Natur kommen uns die besten Gedanken, die großen Entschlüsse. Auf der einsamen Höhe des Sinai, im Anblick der Gewitterwolke und des zuckenden Strahles, dachte Moses über die Gesetze für sein Volk nach. In der Einsamkeit der Wüste, in der Stille der Nacht und beim Funkeln der Gestirne fand Christus die Kernstellen der Bergpredigt und reifte der Entschluß, wenn es sein müsse, seine Lehre durch den Tod zu besiegeln. Wie die kühnsten Gedanken und Entwürfe in der großen Natur erwachen, läßt Goethe in der Iphigenie (II, 1) Orest aussprechen, der Pylades an die vergangene schönere Zeit erinnert:

„Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht."

Die Pflanzen und die Thiere nannte Goethe in der obigen Stelle der Wahlverwandtschaften unsere Compatrioten; in „Wald und Höhle" nennt Faust die Geschöpfe „meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser".

Die Natur ist uns verwandt, deßhalb kann der Landschaftsmaler und der Dichter seine Stimmungen ihr unterlegen, als ob sie Gefühl hätte. Hund und Katze sind uns liebe Hausgenossen und gute Freunde, mit denen wir wie mit unseres Gleichen plaudern und über die wir weinen, wenn sie uns sterben. Das menschliche Selbstgefühl lebt in dem Spiel des Thieres; das menschliche Lebensgefühl strahlt in den Farben und Formen der Blumen: „sie schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an". — Die Natur ist uns verwandt und doch wieder so verschieden von uns, und dadurch wirkt sie erquickend auf das Gemüth. In der Pflanze lebt kein Bewußtsein; das Thier hat es, aber mehr traumartig. Sie widersprechen uns nicht; sie können uns ärgern, aber nicht wie die Menschen, denen die Sprache zu Gebote steht. — Doch es kommt noch etwas hinzu, wodurch die Pflanzen und die Thiere uns erfreuen. Sie zeigen das Bild innerer Vollkommenheit und Geschlossenheit; jedes ist ein Ganzes für sich. Da ist nichts Zerfahrenes, Fahriges, Willkürliches, kein Stückwerk wie in dem Menschen. Der Stempel der Nothwendigkeit hat sie geformt, und dieses erfreut.

Soll nun die Natur im vollen Sinne befreiend und anregend auf uns wirken, so dürfen wir nicht nur unsere Stimmungen in sie legen, wie Werther und Faust, sondern wir müssen sie genauer beobachten und ihre Detailformen kennen lernen. Erst dann vergessen wir in ihr, befreien uns und kommen verjüngt nach Hause. Wir müssen die Bäume nach der Rinde, nach der Modellirung der Krone, nach der Zeichnung der Blätter unterscheiden, die heiteren Sänger in der nächsten Umgebung am Gefieder, am Lockruf und an dem Gesang erkennen. Auch hier wieder ist

Goethe unser Führer. Als Knabe schon zeichnete er im Taunus und vergaß dabei sein Herzeleid um Gretchen; ebenso machte er es in Sicilien. Und zu diesen Uebungen kam noch das wissenschaftliche Studium der Natur hinzu, sowie Beschäftigungen in Garten und Park.

Wir wollen nun zusehen, wie er die Natur poetisch darstellt. Bisweilen giebt Goethe in seinen „Gedichten" fast nur ein Naturbild und doch ein so stimmungsvolles wie in „Meeresstille". Oefters liegt in dem Naturbild ein menschlicher Vorgang, wie in „Gleich und Gleich", wo die Biene und die Blume die Liebe vorstellen, ebenso in den reizenden Liedern „das Veilchen" und „Gefunden". Auch das Lied vom Heidenröslein gehört hierher; es ist einem alten Liede nachgebildet und zeigt, wie Goethe vom Volksliede lernte, besonders in Hinsicht auf die Naturbilder. In ähnlicher Weise ist in der Ballade „Junggesell und Mühlbach" das Bächlein personificirt und in dem Lied von dem gefangenen Grafen die Blumen. In der Ballade „der Fischer" gestaltet sich das Verführerische der plätschernden Wellen zur Nymphe. Im Erlkönig nimmt das Unheimliche und Geisterhafte der Nacht gleichfalls Menschengestalt an. In dem Liede „Auf dem See" siegt die landschaftliche Natur über die Liebe, während „Im Sommer" das umgekehrte Verhältniß eintritt. In „Jägers Abendlied" sehen wir, wie in der Natur die Liebesstimmungen erwachen. In dem unvergleichlich schönen „Schäfers Klagelied" knüpft sich ebenfalls an die Natur die wehmüthige Stimmung der Liebe und in dem „Lied an den Mond" tritt zu diesem Moment noch ein anderes hinzu, nämlich das Befreiende und Versöhnende der Natur, die ähnlich wie die Freundschaft wirkt. In „Zueignung" erscheint

dem Dichter beim Ersteigen des Berges und im Anblick der bethauten Blumen die Poesie als seine Göttin. In „Ilmenau“ erzeugen die liebgewordenen Bilder des immergrünen Haines und der obstbeladenen Bäume Rückblicke in die Vergangenheit des Dichters und des Herzogs. Im „Ganymed“ erweckt die blühende Natur des Frühlings das Sehnen und ideale Emporstreben; dieses Gedicht gleicht insofern den berühmten Stellen im Faust und Werther. In „Seefahrt“ und „Adler und Taube“ legt der Dichter in die Naturbilder Erlebnisse in Weimar; dort sehen wir den Kampf mit den schwierigen Hofverhältnissen, hier die Collision mit den kleinstädtischen Philistern. Das herrliche Gedicht „Mahomed's Gesang“ zeigt, mit welchen Augen Goethe die Wasserfälle in den Alpen geschaut hat. Ein volles Alpenbild entrollt der Anfang von „Euphrosyne“:

„Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
  Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
  Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung.“

Von den eigentlichen Gedichten Goethe's wenden wir uns zu den größeren Dichtungen, um zu sehen, wie hierin die Natur von ihm dargestellt wird. Götz von Berlichingen haucht seine ritterliche Seele in dem Gärtchen des Thürmers, in der erquickenden Natur aus. Von wunderbarem Zauber, aber auch von erdrückender Macht erscheint die Natur in Werther's Leiden, mag der Dichter sie schildern in der Pracht des Frühlings, wo jeder Baum, jeder Strauch voller Blüthen steht oder in der Herbstnacht, wo der Strom übergeschwollen ist und wir ein Gemälde von

Ruysdael zu sehen glauben. Selten wohl ist in der Poesie die Natur so stimmungsvoll aufgefaßt worden wie hier. Aber im Werther findet sich auch eine ziemliche Anzahl von Stellen, die bereits den Dichter von Hermann und Dorothea verkünden, Naturscenen nämlich, die mit dem Menschenleben innig verwachsen sind, z. B. die Schilderung des Brunnens, wo die Mädchen Wasser holen, der Nußbäume vor dem Pfarrhause, an die sich eine ganze Familiengeschichte knüpft, der Linden, unter denen Werther die Odyssee zu lesen pflegte, des Kanarienvogels, der Lotte das Futter von den Lippen nimmt. Ein reizendes kleines Genrebild giebt der Brief vom 28. August: „Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunter lasse.“ Nicht minder schön ist die Scene im Briefe vom 16. Juni, wo Werther und Lotte nach dem Gewitter am Fenster stehen: „Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrlichste Regen säuselte auf das Land, und der erquickende Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige.“

Wie wir in den Gedichten und im Werther die Stimmungen der Menschen mit den Naturscenen Hand in Hand gehen sehen, so bereiten in dem Prolog im Himmel die imposanten Bilder des planetarischen Lebens auf das titanische Streben des Faust vor. Das ideale Sehnen aber, das die Natur im Frühling hervorruft und das wir

bereits im „Ganymed“ und Werther kennen lernten, ist nirgends so schön und so ächt deutsch ausgesprochen als in der wehmüthigen Erinnerung Faust's an die Jugendzeit:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.“

Dieselbe Empfindung spricht Faust auf dem Spaziergang beim Anblick der untergehenden Sonne aus:

„Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren.
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.“

In „Wald und Höhle“ sehen wir, wie die Natur von der Gewalt der Leidenschaft befreit und das Gemüth befähigt wird, sich idealeren Gedanken hinzugeben und mit „der Vorwelt silbernen Gestalten“ zu verkehren. Es ist ein Stück deutscher Waldpoesie, das uns aus der folgenden Stelle anweht:

„Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert:
Dann führst Du mich zur sicheren Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
„Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.“

Aus Wilhelm Meister's Lehrjahren heben wir zur Charakterisirung der Goethischen Naturanschauung nur eine Stelle heraus und zwar die Reise des jugendlichen Romanhelden nach dem schmerzlichen Bruch mit Mariane (II, 3). Die Stelle zeigt wieder, wie die Natur heilt und ideale Stimmungen hervorruft: „Er durchstrich langsam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er hier zum erstenmal. Er fühlte sich bei diesem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten."

In der Iphigenie wird die Natur in den Wogen des Pontus von ihrer schwermüthig düsteren Wirkung auf die Priesterin und zugleich von ihrer heilenden und versöhnenden Seite in dem uralten heiligen Hain geschildert, wo Orest zuerst Ruhe findet. Trefflich aber sind vor Allem die Gleichnisse aus der Natur, die den Homerischen in der Schönheit des Details verwandt sind, wie z. B. diejenigen vom Meere, von der Quelle des Parnaß, vom Gewitter, von der Blume und dem Schmetterling.

Die Naturschilderungen in Hermann und Dorothea halten sich auf der vollen Höhe Homer's. Die Gleichnisse treten fast ganz zurück; aber dafür sind die Scenen, in denen das Menschenleben Hand in Hand mit der Natur geht, unübertrefflich in ihrer Einfachheit und ergreifenden Wahrheit. Wer kennt nicht den Mineralbrunnen unter den Jahrhunderte alten Linden, den Garten mit dem kräftig

strotzenden Kohl, die Laube mit Gaisblatt, den wohlumzäuneten Weinberg, das Korn, „das mit goldener Kraft im ganzen Feld sich bewegte“, ferner den Birnbaum auf dem Hügel mit der Bank von Rasen und Steinen, dann die Mondnacht, in der die Häuser hell wie am Tage aussehen, den gewitterdrohenden Himmel mit der ahnungsvollen Beleuchtung!

Mit diesen Schilderungen aus Hermann und Dorothea wollen wir unsere Darstellung der Goethischen Naturanschauung schließen und uns zu der Auffassung des Lebens wenden. Wir besprechen zuerst die Liebe. Den Uebergang von der landschaftlichen Natur zu dem Menschen mögen uns zwei Stellen im Wilhelm Meister bilden. Die Schauspielergesellschaft ist (II, 4) im Walde; ein junger Mann kommt hinzu und macht pedantisch auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und den Gesang der Vögel aufmerksam. Als er fort ist, wirft Philine, die sich bei dem sentimentalen Gerede langweilte, die Bemerkung hin, was wohl Quellen und Brunnen und alte morsche Linden bedeuteten gegen ein paar schöne schwarze Augen. Wilhelm Meister giebt ihr Recht und sagt: „Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste.“ Die andere Stelle (VII, 5) lautet: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.“

Die Bildungen der Natur erschienen uns in sich abgeschlossen und gewährten durch das Freisein von Willkür und das Widerspruchslose ihres Wesens den Schein der

Vollkommenheit. Hierdurch und durch das Bewußtlose wirken sie befreiend, anregend und erhebend auf das Gemüth, fördern das Selbst- und Lebensgefühl und damit das Streben. Aehnlich ist die Wirkung der anmuthigen jungfräulichen Erscheinung. Das Mädchen ist der Blume verwandt; ihr Anblick gewährt die freudige Ueberraschung wie die aufbrechende Rosenknospe, wie das Entdecken des versteckt blühenden Veilchens. Aber das seelenvolle Blau des jungfräulichen Auges ist doch ganz was anderes als das schönste Alpenvergißmeinnicht am Gletscherbach. Und mag die Blume auch in ihrer Sprache zu uns reden, sprechen kann sie doch nicht. Oft mehr als im Gesicht liegt der Zauber holder Weiblichkeit in dem Klang der Stimme. Shakespeare hat Recht, wenn er (V, 3) Lear von Cordelia sagen läßt:

„— — — Ihre Stimme war stets sanft,
Zärtlich und mild; ein köstlich Ding an Frau'n."

In Goethe's Ballade „der Fischer", wird dieser bestrickt von dem Spiel der Meereswellen, doch mehr noch von den Wellenlinien der Meerjungfrau; aber erst als „sie sprach zu ihm und sang zu ihm, da war's um ihn geschehn". — Kommt nun noch zu dem seelenvollen Klang der Stimme ein schöner Dialect hinzu, wie der schwäbische oder der österreichische, so ist der volle Eindruck kindlicher Naivetät da.

Der göttliche Dulder Odysseus war doch seit seinen plastischen Studien bei Kirke und Kalypso ein Kenner; aber beim Anblick der jungfräulichen Nausikaa, die am Meere mit ihren Gespielinnen Ball spielt, geht ihm das

Herz in freudiger Ueberraschung auf, und seine begeisterten Worte sind sicherlich nicht blos kluge Schmeichelei. Goethe hat den Eindruck weiblicher Schönheit in den Wahlverwandtschaften (I, 6) folgendermaaßen geschildert: „Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußeren und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung."

Die jungfräuliche Anmuth erweckt aber nicht nur die Begeisterung, sie ist auch in der Unbefangenheit der Jugendfrische begeisterungsfähig und vermag deßhalb sowohl das Streben des Jünglings zu entflammen als an dem Streben Theil zu nehmen. Eine Stelle im Wilhelm Meister (I, 3) zeigt sehr anschaulich das Hand in Hand Gehen des idealen Strebens mit der Liebe; zugleich kommt hier der Rückblick auf frühere Stufen der Entwickelung hinzu. Wilhelm Meister sagt zu Mariane: „Es ist eine schöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter, unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt sind, mit Dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich

vorwärts in das reizende Land schaue, das wir Hand in Hand durchwandern können."

Die landschaftliche Natur wird von ihrer musikalisch stimmenden Seite erst dann geschaut und empfunden, wenn die Augen der Liebe sie anblicken; die Minne- und Volkslieder und vor Allem Goethe's Lieder geben uns davon Kunde. Aber auch die Freude an der Lectüre, an Musik und Kunst wird gesteigert durch das gemeinsame Interesse des liebenden Jünglings und des Mädchens. Selbst der trockenste Pedant thaut auf, wenn ihm zum ersten Male die Liebe ins Herz scheint. Die Liebe ist etwas Ewiges, sie ist göttlichen Ursprungs wie die Religion. Sie besteht in der begeisterten Hingabe an das geliebte Wesen; die Religion in der opferfreudigen Selbstverleugnung: Beide sind innig verwandt. Der Jüngling, der bereits anfängt, sich von der nüchternen Alltäglichkeit und dem monotonen Einerlei des Berufes gelangweilt und in dem elterlichen Hause eingeengt und beklommen zu fühlen, wird mit eins wie durch eine unsichtbare Zaubermacht emporgerissen, wenn das Wesen ihm entgegentritt, welches sein Gemüth ganz zu erfüllen vermag.

Der Leser mag vielleicht lächeln, daß hier der deutschen Art der Liebe, die doch oft recht sentimental sein kann, das Wort geredet wird. Es wäre aber in ethischer Hinsicht Jammerschade, wenn die Zeiten so spröde und stumpf würden, daß die germanische Liebe, wie sie schon im Nibelungenliede so rührend auftritt und wie sie Goethe in Hermann und Dorothea feiert, aussterben sollte. Ermuntere man lieber in den Familien- und Gesellschaftskreisen das harmlose Plaudern und Tanzen der beiden Geschlechter, damit nicht die Phantasie durch heimliches

und darum unheimliches Brüten auf Abwege gelenkt wird. Lasse man der Jugend die Freude an der Schönheit, damit diese Freude unschuldig bleibe.

Goethe erfuhr den tiefen Einfluß der edlen weiblichen Natur schon früh im elterlichen Hause bei der unvergleichlichen Mutter und der begabten Schwester. Und schon in den Knabenjahren erfaßte ihn die Liebe mit dämonischer Gewalt, und ihre Macht behauptete sie bis zum Greisenalter des Dichters, der ein Bild ewiger Jugend war. Goethe ist, wie in seiner sinnigen und tiefsinnigen Auffassung der Natur, so auch in derjenigen des Weibes ein ächter Germane. Er sah in ihm den Inbegriff des Idealen und einen der größten Factoren zum Streben, zur harmonischen Selbstbildung im künstlerischen und sittlichen Wandel. Seine höchsten Leistungen sind denn auch in den weiblichen Charakteren zu suchen. Schon im Götz von Berlichingen sind die drei Frauen, wenn auch nur kurz skizzirt, wahre Meisterstücke: das bis zum Tode treue Weib, das treu liebende deutsche Mädchen und die mit allen Reizen bestechende und bestrickende Buhlerin.

Daß ein Goethe die Frauen fesseln mußte, ist kein Wunder; war er doch körperlich und geistig eine solche Kernnatur. In jugendlichen Jahren schaute er in die Welt mit dem Antlitz eines Apollo und später sah er mit seinen schönen dunkeln Augen einem Jupiter nicht unähnlich. Er war eine fränkische Natur, aus jenem gesegneten Winkel Deutschlands am Main und Rhein, wo am Fuß des Taunus die warme Sonne den Wein auf den Schieferfelsen so herrlich gedeihen läßt, wo überall in den Wäldern die Mineralquellen sprudeln und wo die Kastanie wie in den südlichen Ländern Europa's ihre wohlschmeckenden Früchte

spendet. Es ist jenes Stück Land, aus dem die vollgültigsten deutschen Männer stammen, Ulrich von Hutten, Wilhelm von Oranien und der Freiherr von Stein. Der Franke ist nicht schwerfällig wie der Schwabe und Baier, nicht reflectirt wie der Bewohner der norddeutschen Ebene. Er ist phantasievoll, rasch und sehr oft zu ungestüm. Diesem Stamme gehört Goethe an. Doch sehen wir ab von dem Stamme, denn überall können große und gute Männer geboren werden! Goethe's Naturell und geistige Verfassung war so, daß er Liebe erwecken mußte. Dafür spricht schon, daß er, wohin er kam, sofort die Kinder durch das Spielen mit denselben und durch sein Märchenerzählen bezauberte Dazu war er ein ächter Naturmensch, ein ausgezeichneter. Fußgänger, Reiter und Schlittschuhläufer.

Goethe war der deutsche Genius, den das Schicksal auserkor, die Frauen zu schildern. Seine Eigenart aber war es, daß ihm dieß nur gelang, wenn er wirkliche Erlebnisse verwerthen konnte. Schelten wir deßhalb wegen seiner vielen Herzensgeschichten nicht auf den Dichter und legen keinen spießbürgerlichen Maaßstab der Beurtheilung an: die verlassenen Mädchen haben es auch nicht gethan, vielmehr es als ein freundliches Geschick gepriesen, daß ihnen ein solcher Verkehr und Austausch eine Zeit lang vergönnt war.

Die Liebe hatte für Goethe eine unwiderstehliche Gewalt; aber er befreite sich jedes Mal, wenn sie ihn gefesselt hatte, dadurch daß er die Erscheinungen, die ihn so entzückt und so wehmüthig gestimmt hatten, in Dichtungen umwandelte und verklärte. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen": dieß bewährte sich auch hier. Die edlen Frauengestalten aber, mit denen der

Dichter verkehrte, sind im Diesseits unsterblich geworden. Eine schönere Versöhnung giebt es wohl nicht. Die verklärte Gestalt der „Euphrosyne", die bei der Reise in die Unterwelt dem Dichter in den Alpen erscheint, drückt am besten das Gefühl innigster Verehrung und Dankbarkeit aus, die ihm die Frauen zollten.

Wir werfen nun einen Blick auf die hauptsächlichsten Frauencharaktere in den Goethischen Dichtungen.

Es ist recht schade, daß Werther so wenig gelesen wird. Ich habe viele wohlunterrichtete Leute gesprochen, und die meisten kannten ihn nur vom Hörensagen oder nach einer oberflächlichen Lectüre. Auf die ausgezeichneten Naturschilderungen haben wir schon früher hingewiesen. Daneben aber ist Lotte ein weibliches Wesen, das den vollsten Zauber der berühmten späteren Frauengestalten Goethe's hat. Eine Frische, eine Lebensfreudigkeit, ja Humor, eine herzliche Innigkeit und Güte wohnt in ihr, die bei jeder wiederholten Leetüre des Buches erquickt, und wie entzückend sind die kleinen Genrescenen, in denen sie auftritt, wie beim Brodschneiden für die Kinder, beim Ball, beim Spiele nach demselben, beim Füttern des Kanarienvogels! Ein Liebreiz, eine naive Kindlichkeit umstrahlt sie wie Nausikaa.

Bei den Jünglingen Goethe's bemerkten wir, daß die krankhafte Innerlichkeit einseitigen Gefühlslebens zu häufig vorkomme, zu sehr bis ins Einzelne ausgeführt werde und so die Poesie in Gefahr komme. Unter den Frauencharakteren ist die „schöne Seele" im Wilhelm Meister eine ähnliche Erscheinung; aber auch wirkliches Kranksein nimmt der Dichter zum Thema wie in der Marie im Clavigo. Das Rührende eines innig liebenden, treuen Mädchens,

die verlassen wurde und der der Tod auf den blassen Wangen steht, wollen wir nicht verkennen; aber das Schöne kommt doch in Gefahr wie auf den Heiligenbildern, welche Märtyrerscenen darstellen.

Um so frischer tritt uns Klärchen im Egmont entgegen mit ihrem kindlichen Enthusiasmus über den Helden von Gravelingen, über seinen spanischen Anzug u. s. w. Sie zeigt so recht die Begeisterungsfähigkeit der Mädchennatur, von der wir oben sprachen; auch wird ihr Verhältniß zu Egmont dadurch ein edleres. Was Goethe weder in den Bürgern noch in dem Helden selbst darstellen konnte, vermag er im Weibe zu verkörpern: die Begeisterung für die Befreiung von dem spanischen Joche. Klärchen veranschaulicht das Bekenntniß Goethe's, daß er das Idealste nur in der Form des Weibes sich habe innerlich vorstellen können. Diejenigen aber, welche Goethe einen Aristokraten schelten, vergessen, daß er seine beliebtesten Frauengestalten, wie Klärchen, Gretchen und Dorothea dem Volke entlehnte. Shakespeare hat es nicht gewagt, den aristokratischen Bann zu lösen und einfache Kinder des Volkes zu idealen Schöpfungen zu verklären oder gar zum Mittelpunkte seiner Dichtungen zu machen.

Wie im Egmont bereits der Uebergang von dem realistischen zu dem idealen Style anklingt, so nimmt auch Klärchen eine Zwischenstufe ein von den Frauencharakteren, durch die das Streben des Liebenden untergraben, zu denen, durch welche es gehoben wird. Adelheid und Marie im Götz, Lotte, Marie im Clavigo sind die Klippen, an denen das Schiff scheitert. Egmont wird durch die Liebe zu Klärchen ebenfalls von dem Interesse an dem politischen Kampfe abgezogen, aber im Kerker erscheint sie ihm als

Symbol der Freiheit der Niederländer. Sie konnte es, weil sie das Volk zur Abschüttelung der spanischen Ketten aufgefordert hatte. — Bei Klärchen wollen wir noch einen wesentlichen Charakterzug der edleren Goethischen Frauen hervorheben, die Bescheidenheit. Sie ist schon in den beiden Marien und Lotte zu finden und zeigt sich nicht minder in Gretchen, Dorothea, Iphigenie, der Prinzessin Eleonore und Ottilie. Goethe belästigt uns nicht mit der Aufdringlichkeit geistreich-geschwätziger Frauenzimmer; die Blaustrümpfe waren ihm selbst ein Gräuel.

Klärchen verwandt ist Gretchen im Faust, nur reicher detaillirt und poetisch eine weit genialere Leistung. Gleich von vornherein prägt sich uns durch ein paar hingeworfene Striche das Bild des holden Kindes für immer ein:

„Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt."

Meisterhaft ist die Entwickelung der Liebe in dem spröden Mädchen, dem die männliche Kühnheit des Faust doch gefallen hat. Die innere Erregung verräth sich in dem Schauer; noch nennt sie das Wort Liebe nicht, aber in dem Liede von dem König in Thule spricht sie aus, was in ihr vorgeht. Die Liebe ist ihr die Treue bis zum Tode. Wunderbar schön, wie in der Zeichnung Lotte's, sind die Genrescenen, wo sie den Schmuck anlegt, die Blume auszupft, vor Faust sich versteckt. Die Leidenschaft steigt dann rapid in die Höhe von dem Kuß, den sie Faust giebt, bis zu dem herrlichen Liede „Meine Ruh' ist hin".

Selten ist das deutsche Mädchen so leidenschaftlich dargestellt worden, daß wir an Shakespeare's Julia denken müssen, als in den Strophen:

„Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin;
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!"

„Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen,
Vergehen sollt'!"

Dann folgt in dem Religionsgespräch der kurze Ruhepunkt vor dem tragischen Umschlag, der in ergreifenden Situationen bis zur Katastrophe im Kerker führt. — Die Poesie im Volksgemüth ist wohl nirgends in der deutschen Poesie so kindlich rührend und erschütternd, so zum Urbild des Schönen verklärt worden wie in Gretchen. Wer so sein Volk liebt, so ihm einen Spiegel des Edelsten vorgehalten hat, der sollte wahrlich nicht im schlimmen Sinne ein Aristokrat genannt werden. Welcher Volksbeglücker aus dem Schlaraffenland hat denn bisher in dieser Weise sein Volk zu verklären, die göttliche Anlage in ihm zu zeigen vermocht? Wer hat denn nach Goethe dem eigentlichen Volke so den Zauber entlockt, die rauhe Hand, die am Waschtrog arbeiten mußte, so verherrlicht, daß in Königsgemächern kein edleres Frauenbild wächst! Goethe ist in solchen Schöpfungen ein Segenspender für uns Deutsche, ein Erzieher, ein Prophet, der mit Engelzungen redet. Schmeichelt nicht dem Arbeiter, zeigt ihm keine Trugbilder aus Utopien, sondern versucht es, wenn Ihr es vermögt, den Bogen des Odysseus zu spannen, und

gebt ihm Schöpfungen, die ihm beweisen, welche Fülle von Gemüth die Natur dem deutschen Weibe verliehen hat; nicht aber verweist auf die verwilderten Weiber auf den Barrikaden der Commune!

Faust hatte sich, nachdem der Erdgeist verschwunden war, in das Weltleben gestürzt, um mit den Menschen zu genießen und zu leiden und dadurch, wenigstens in der Menschheit, die Gesetze und den Zusammenhang zu erfahren. In der Liebe zu Gretchen hatte er Freud und Leid auf sich gehäuft und alle Entsetzen des Gewissens hatten ihn durchschauert. Die Gesetze der Pflicht und der Treue haben sich ihm für alle Zeiten eingeprägt und das Bild Gretchens wird ihn mit größerem Rechte umschweben als Egmont das Traumbild Klärchens. Durch sinnlichen Genuß wird ihn Mephisto nicht zu Grunde richten können; denn Gretchen lebt unsterblich in ihm.

Im Wilhelm Meister sehen wir die Entwickelung des Helden von der sinnlichen Liebe, die in Mariane, Philine und der Gräfin verschiedenartige und scharf beleuchtete Stufen zeigt, zu geistigeren, aber weniger anziehenden Verhältnissen. Aurelie und Therese sind individuell gezeichnet, Natalie dagegen in ihrer idealen Höhe ziemlich schattenhaft. Die unerschöpfliche Gestaltungskraft des Dichters hinsichtlich der weiblichen Charaktere zeigt sich in diesem Romane sehr deutlich. Eine ganz eigenartige Erscheinung unter ihnen ist Mignon. Sie verbindet die aufsprühende Leidenschaft des Südens und den Zauber südländischer Grazie (wie in dem Eiertanz) mit der nordischen Stimmung tiefer Sehnsucht.

Das Bestrickende des sinnlichen Reizes sahen wir bereits in Adelheid; zugleich von Seiten der verhängnißvollen

Gefahr, die so oft damit verkettet ist. In Philine erscheint das Sinnliche derber und harmloser. Die Gluth der Leidenschaft verbunden mit der Schönheit der Körperformen und der Grazie der Bewegungen im Tanz hat Goethe in „Gott und Bajadere" gezeichnet und den unheimlichen Schauer der Lust in der „Braut von Korinth". Zu vollendeten pompejanischen Wandgemälden gestalten sich die Scenen in den „römischen Elegien", besonders aber in „Alexis und Dora" und in dem „neuen Pausias und sein Blumenmädchen". Goethe erhebt sich in solchen Situationen zur Höhe Raphael's und der Griechen. Der Dichter hat die sinnliche Liebe in ihrer naiven Unschuld, in ihrer ewigen Berechtigung nicht minder poesievoll geschildert wie in dem Schicksal, das sie zu bereiten vermag. Er verführt also den Leser nicht, sondern er erzieht seine Phantasie durch das Schöne, so daß sie nicht in unheimlichen und wüsten Bildern schwelgt; zugleich aber zeigt er in der Entfaltung des höchsten sinnlichen Zaubers den Blitzstrahl des Verhängnisses, der aus der Wolke zuckt. Goethe ist auch hier ein Erzieher, doch ohne selbstvergnügte Wohlweisheit und vertrocknete Pedanterie. Er ist kein Heiliger und kein Scheinheiliger, er ist der ganze Mensch; auf einen solchen Prediger hört die reifere Jugend lieber als auf rhetorischen Schwung und blumenreiche Salbung.

Das Schattenhafte, welches wir bei Natalie fanden, ist auch zum Theil bei Iphigenie nicht zu verkennen. Die sittlich erziehende Wirkung des edlen Weibes ist in wunderbarer Reinheit in ihr verkörpert. Wahrheit, Dankbarkeit, Bescheidenheit und herzliche Innigkeit sind die in den Vordergrund tretenden Charakterzüge. Sie will durch die Wunderkraft des Gemüths, nicht durch eine

Wundererscheinung der Diana auf Thoas und auf ihren Bruder wirken. Sie ist im Scythenlande die Vertreterin der Humanität und ihrem Bruder ruft sie zu, daß selbst ein Muttermord durch die Liebe der Schwester gesühnt werden könne. Die Liebe erscheint bei ihr in ihrer höchsten und reinsten Form, als Geschwisterliebe. In Iphigenie verkörpert sich so recht das Goethische Thema, daß „das Ewig-Weibliche uns hinanzieht". Die eigentliche Liebe ist in diesem Drama zurückgedrängt, und das ganze Gewicht fällt auf die ethische Seite. Iphigenie ist das strebende Weib, wie Faust der strebende Mann; aber sie will ihr ideales Ziel nicht willkürlich und gewaltsam erreichen, sondern durch Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Ihr Lebenszweck ist concentrirt auf die Familie; es gilt das elterliche Haus von dem Mordgeruch zu befreien. Sie mag nicht länger der Einsamkeit der priesterlichen Beschäftigung sich widmen, sie will keine „schöne Seele" und keine selbstbeschauende Nonne sein, sondern dem Leben sich widmen. Sie zeigt also deutlich das Thema Goethe's: Von der harmonischen Selbstbildung überzutreten in's thätige Leben, zum Wirken und Handeln. Sie hat den ewigen Satz Lessing's in seinem Nathan in sich aufgenommen, daß andächtig Schwärmen viel leichter sei als gut handeln. — Der lautere Quell der Religion fließt in Iphigenie wie in der Bibel. Die Engländer haben ein geheimes Grauen vor dem wissenschaftlich gebildeten Deutschen, der ein so lässiger Kirchengänger ist. Wenn die Engländer die Iphigenie genau lesen, werden sie begreifen, wie sich der Deutsche erbaut und daß er darum nicht gottloser ist als andere.

In Dorothea entfaltete Goethe noch einmal die ganze

Fülle seiner poetischen Kraft und schuf ein Bild, das in der Zeichnung der Kleidung der Sixtina wenig nachgiebt, das die körperliche Schönheit einer Venus von Melos mit dem Seelenadel der Iphigenie verbindet. Goethe erscheint hierin, wie in den Elegien, als Bildhauer und Maler. Sie prägt sich uns sofort und für alle Zeiten ein mit ihrer hohen Gestalt, den schwarzen Augen und dem gewölbten Busen. Sie ist ein Kind aus dem Volke und wie Gretchen der verklärte Ausdruck des ächten Volksgeistes. Wie in Klärchen hat der Dichter in ihr das Heroische, das er im Jüngling und Manne nicht wiedergeben konnte, dargestellt. Und dieses entschlossene Mädchen ist die Opferbereitwilligkeit selbst; wir lernen sie kennen als Pflegerin des alten Oheims und als treue, sorgliche Gefährtin der Wöchnerin. Sie ist so gut wie sie schön und verständig ist. Dorothea verkörpert wohl am vollkommensten das sittliche Ideal des Dichters:

„Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen."

Wie warm und beredt auch Goethe die beschauliche Einkehr in das Innere und die Selbstbildung schildert, so ist ihm das Höchste doch die Thätigkeit nach Außen und das Leben für Andere. Beides besitzt Dorothea und mit klarem Bewußtsein spricht sie dasjenige aus, was ihr als Richtschnur vorschwebt:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib, nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.“

Eine Ergänzung hierzu bilden die Worte Hermann's über Dorothea:

„Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheinet das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.“

Solche Grundsätze predigen unsere Communisten dem Volke nicht: sie fordern wohl viele Rechte für es, aber keine Pflichten. Dorothea kennt und fühlt die Kluft zwischen Arm und Reich sehr gut, aber sie hat den edlen Stolz, diese Kluft zu überwinden: sie will die Liebe Hermanns verdienen, indem sie des Hauses unentbehrliche Stütze würde.

Ist nun ein solches Weib nicht eine Madonna auf Erden; werden wir nicht bessere Menschen, indem wir so etwas lesen? Ist nicht eine solche Dichtung ächte Religion? Wer nicht in derartigen Schöpfungen die Begeisterung für das Höchste findet, findet sie wahrlich auch in der Bibel nicht.

Die große Reihe der weiblichen Charaktere Goethe's wird würdig geschlossen mit der edlen Charlotte in den Wahlverwandtschaften, wie sie begann mit Elisabeth im Götz von Berlichingen, und in Ottilie entwirft der Dichter ein ergreifendes und reich detaillirtes Seelengemälde, das noch einmal den vollsten Zauber in sich schließt.

In dem bisherigen Gange unserer Entwickelung des

Themas der Goethischen Poesie zeigten wir, wie die Natur und die Liebe das Streben nach harmonischer Bildung beflügelt. Beiden schließt sich die Freundschaft an, und daß sie Goethe als die Förderin des Strebens ansah, zeigen die Verse in den „Jahreszeiten“:

„Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt' er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.“

Wie die Liebe bewußter als die Natur das Streben spornt, so ist die Freundschaft, die Jüngling und Jüngling, Mann und Mann an einander fesselt, in ihren Zielen noch klarer bewußt und entschiedener gewollt. Zugleich tritt der Widerspruch in sein Recht und fördert die Entwickelung mehr als die Liebe. Deßhalb bezeichnet Antonio im Tasso (IV, 4) die Freundschaft als eine höhere Stufe wie die Liebe:

„Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.“

Der Freund, auch wenn er so herzlich liebt, wie Carlos den Clavigo, sagt rücksichtslos die Wahrheit. Die Wahrheit schmeckt oft so bitter wie die Arznei des Arztes; aber wie hoch sie Goethe trotz seines weichen Gefühls schätzte, zeigt uns eine Stelle in den „Jahreszeiten“:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.“

Der Widerspruch des Freundes bildet den Uebergang zu dem Widerspruch des Lebens, das rauher und schneidiger redet, besonders wenn der Gegner und Feind das

Wort ergreift und die Absicht hat zu verletzen oder zu schaden.

Zur Freundschaft gehören geistig-sittliche Ziele; wo diese fehlen, gedeiht sie nicht. Deßhalb werden auch auf unseren Gymnasien und Hochschulen die meisten und die am längsten dauernden Bündnisse geschlossen. Gemeinsamer Bildungsgang und gemeinsames Streben schließen nicht den Gegensatz der Natur aus, der zur Freundschaft nöthig ist. Durch Freunde lernt man seinem geistigen Wesen und seinem Charakter Elemente einschmelzen, die sonst keine Anknüpfungspunkte gefunden hätten. Wie kann auf der Hochschule ein ausgezeichneter Lehrer die Geister in Fluß bringen und Freundschaftsbündnisse unter den jugendlichen Zuhörern hervorrufen! Unvergeßlich ist mir von Heidelberg her, wie uns junge Leute die philosophischen Vorträge Kuno Fischer's fesselten und dadurch unter einander eng verbanden. Wie wirkte ferner im engeren Freundeskreise das fast tagtägliche Anhören klassischer Musik. Ohne ein Instrument selbst zu spielen und ohne etwas von Musik zu verstehen, lernte ich durch das ofte Hören des Klavierauszuges die Mozart'schen Opern so genau, daß mir schließlich jede Stelle geläufig wurde. Dadurch gewann ich zugleich das rechte Verständniß für die Stimmungswelt und die Charaktere Goethe's. All dieß wäre ohne die Jugendfreundschaften kaum möglich gewesen.

Wahre Freundschaft ist nur da möglich, wo gleiches Streben die Gemüther verbindet und wo die Personen sich durch die Verschiedenheit des Charakters und Talentes ergänzen. Der Freund kann Begeisterung erwecken wie die Geliebte, und er kann die Einseitigkeit und Befangenheit des Andern, so gut wie das Leben es thut, beseitigen helfen.

In der tiefen Auffassung der Liebe sahen wir die ächt germanische Natur Goethe's; die letztere zeigt sich nicht minder in der Freundschaft, in dem treuen Kameradengeist, wie ihn das Nibelungslied so warm und so ergreifend schildert. In dem Liede „an den Mond" spricht Goethe es aus, daß die Freundschaft in ihrer befreienden Wirkung der Natur ähnlich ist:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick."

Goethe's reiche innere Natur, seine Lebensfrische, seine Wanderlust machte ihn mehr als Andere zur wahren und ächten Freundschaft fähig, und so empfand er auch im vollsten Maaße den ganzen Segen eines solchen Verkehrs mit Gleichstrebenden. Und besonders lernte er von Solchen, die einen Gegensatz zu ihm bildeten wie z. B. Schiller und W. von Humboldt. Auf Goethe selbst können wir seine Worte im Tasso (I, 1) anwenden:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten."

Einer der schönsten Momente in der deutschen Literatur wird das Freundschaftsband zwischen Goethe und Schiller bleiben. Neidlos sah Goethe die Eigenartigkeit und die Seelengröße Schiller's. Selten wohl hat ein

großer Mann sich selbst so in den Hintergrund gestellt, wie Goethe in dem Epilog auf Schiller:

„Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Die einander entgegengesetzten und doch auf einander bezogenen Kräfte der Seele, die wir früher schilderten, nämlich die Phantasie und das Gefühl auf der einen Seite und der Verstand und der Wille auf der andern, wurden durch den Verkehr Goethe's mit verschiedenartigen Naturen nur um so besser entwickelt. Scharf prononcirte Verstandesnaturen, wie Merck und Herder, traten ihm schon früh gegenüber und zeigten ihm in individueller Verkörperung das Charakteristische und Nothwendige des Widerspruchs. Deßhalb war er auch um so mehr befähigt, den Geist des Widerspruchs, Verstand und Wille, poetisch zu verkörpern. Eine seiner genialsten Schöpfungen ist in dieser Hinsicht Carlos im Clavigo, der ein warmes Freundesherz hat, aber trotzdem dem weichen und schwankenden Clavigo unerbittlich mit dem scharfen Verstande und dem resoluten Willen entgegentritt und zugleich das ideale Lebensziel vor Augen hält. Später hat Goethe nicht wieder einen so bedeutenden Freundescharakter geschaffen. Vorgebildet war er bereits im Werther. Das Entweder — Oder, welches Carlos von Clavigo fordert, vernehmen wir bereits in den Briefen, die Werther von seinem Freunde erhält. Auch Götz tritt Weislingen in ähnlicher Weise gegenüber. Später ist Oranien Egmont gegenüber der Mahner und Warner.

In der Iphigenie ist das Freundespaar in seinem Contrast und in der gegenseitigen Ergänzung mit wenigen Strichen fest gezeichnet: der heitere, kluge und entschlossene Pylades gegenüber dem tieffühlenden, wahren und geraden Orestes. Pylades ist es auch, der, neben der Schwester, durch die eindringlichen, zur That auffordernden Worte die Heilung des Freundes herbeiführt.

Im Wilhelm Meister sehen wir einen Freundeskreis, der den jungen Meister warnt und leitet und so von der dilettantischen Selbstbildung zu den praktischen Lebensinteressen führt.

In Hermann und Dorothea ist der Pfarrer, der zu den edelsten Schöpfungen des Dichters gehört, der ächte Hausfreund. Er ist kein geistreicher Schmarotzer und Anecdotenerzähler, der bei gutem Rheinwein dem Wirthe nach dem Munde redet, sondern er widerspricht, wo es Noth thut und begünstigt den so entscheidenden Schritt Hermanns durch das Zureden, das von männlichem Muthe zeugt. Er bevormundet aber auch nicht mit souveräner Salbung; er überläßt Dorothea ruhig ihrem Schmerz und will, daß die Dinge sich von selbst klären und lösen.

Die Freundschaft bildet uns die Brücke zu dem Ernst des Lebens, wie er uns in der praktischen Thätigkeit des Berufs und in dem Menschenverkehr entgegen tritt. Das Leben erzieht den Menschen ebenso wie die Natur, die Liebe und die Freundschaft, ja noch weit mehr; aber es will nicht erziehen, wie die beiden letztern, sondern thut es unabsichtlich und gar oft durch den feindlichen und Vernichtung drohenden Zusammenstoß, wie Mephisto Faust gegenüber. Der Sturmwind rüttelt und schüttelt das Bäumchen; hält dieses es aus, so wird es fest, wenn

nicht, dann zerbricht es. In diesem Sinne sagt Goethe in den „Jahreszeiten":

„Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt."

Was die Geliebte und der Freund nicht vermögen, führt das Leben aus. Hermann sah Dorothea, ihr Bild prägte sich tief ihm ein und wandelte sein Wesen sofort um; aber erst der Widerspruch des Vaters bringt ihm die Liebe zum klaren Bewußtsein, vertieft sie und macht den Jüngling, der so blöde war, fest und selbständig. So erzieht ihn der Widerspruch des Lebens. Aehnliches werden wir später in dem Verhältniß von Antonio zu Tasso sehen. Was aber die Schicksalsschläge im Leben des Einzelnen und der Menschheit sind, darüber belehrt uns der treffliche Pfarrer in Hermann und Dorothea in seinen Worten zu dem Richter. In knappster Weise schildert Goethe in „Sprichwörtlich" das Segensreiche des Geschicks:

„Ich sah mich um, an vielen Orten,
Nach lustigen, gescheidten Worten;
An bösen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen."

Jetzt werden wir auch den schönen Spruch in den „Jahreszeiten" verstehen:

„Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch."

Um die große Bedeutung, welche unser Dichter dem Leben beimißt, gehörig würdigen zu können, müssen wir es zunächst im Gegensatz zu dem Streben nach har-

monischer Bildung auffassen. Wir haben bereits in der Vorrede einen Ausspruch aus Wilhelm Meister (VIII, 5) angeführt und damit den Accord für den Grundgedanken der vorliegenden Abhandlung angeschlagen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begränzung bestimmt.“ So begeistert Goethe für das Streben nach Selbstbildung ist, so verlangt er trotzdem, daß dasselbe seine Grenze finde in der Thätigkeit des Lebens, in dem Wirken für Andere. Interessant ist in dieser Hinsicht der Lebenslauf Wilhelm Meisters. Dieser ging (V, 3) von folgendem Ziele aus: „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriziren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin? — Daß ich dir's mit einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht.“ Dann hören wir (VII, 8), daß er das Theater verlassen will, um sich mit Männern zu verbinden, deren Umgang ihn „zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen müsse“. Der Dichter fährt dann fort: „Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menschen sei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen.“ Den Schluß bildet dann (VII, 9), die ausgezeichnete Betrachtung, die sicher Goethe's eigene Weltanschauung in sich birgt: „Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber

wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größeren Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern." Diese Worte könnten als charakteristisches Motto zum Torquato Tasso dienen.

Goethe selbst war in seinem Entwickelungsgange ein solcher Mann, der von dem unbedingten Streben nach Vervollkommnung den Weg fand zu der geordneten, folgerichtigen Thätigkeit des Lebens, und was Iphigenie erstrebte, in's Leben zu treten, das zeigt Dorothea in poesievollster Verwirklichung. Aber Goethe's ideale Natur ging doch dabei nicht zu Grunde; er ließ die Jugendideale nicht fallen, und an ihm bewahrheiten sich die Worte Faust's nicht:

„Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle."

Goethe ist in der Tüchtigkeit des praktischen Lebens, welche das Festhalten an dem Idealen nicht ausschließt, ein Vorbild für die reifere Jugend, wie es wenige giebt. Er war wie sein Vater umsichtig und ernst, anstellig und praktisch zugreifend. Er konnte als junger Mann bei einer Feuersbrunst die nöthigen Anordnungen treffen, er konnte in reiferen Jahren bei einem Seesturm die geängsteten Gemüther zur Selbstbeherrschung ermahnen, eine stäubige Bibliothek ordnen oder Rekruten ausheben, um arme Bergleute und Weber sich kümmern und doch dabei das Manuscript der Iphigenie im Reisesack mit sich führen.

Goethe wäre sicher ein ebenso einsichtiger und gediegener Landwirth, Kaufmann und Fabrikherr geworden, als er ein großer Dichter war. Wenn nun ein solcher Mann, der „des Lebens ernstes Führen“ so gründlich verstand, uns ermahnt, neben dem Berufe täglich einige Augenblicke den idealen Interessen zu widmen, so wird unsere kaufmännische Jugend gewiß ohne Mißtrauen ihm zuhören und es beherzigen, wenn er im Wilhelm Meister warnend ruft: „Vergeßt nicht über euerem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.“ Und vielleicht wird Mancher in sich gehen, wenn er hört, was unser Dichter ebendort (II, 1) sagt: „Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte hören.“ — Diese Ermahnung gilt aber keineswegs blos der lernenden kaufmännischen Jugend und den Gehülfen, sondern nicht minder den Chefs, die nicht immer geneigt sind, ihre Geschäftszeit derart abzukürzen, daß die ihnen Untergebenen ein paar Abendstunden für sich behalten. Die Engländer arbeiten kürzer und darum besser; deßhalb sind sie uns auch im Handel und in der Industrie so sehr überlegen.

Goethe war von Haus aus wohlgestellt und hätte es sich, wenn er gewollt hätte, recht bequem machen können. Er that es aber nicht und ist auch insofern ein Vorbild für unsere Jugend. Was Faust zu Mephisto sagt, war auch der Wahlspruch unseres großen Dichters:

„Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan.
Kannst Du mich mit Genuß belügen,
Das sei für mich der letzte Tag."

Wäre Goethe arm gewesen, so hätte er sicher nicht durch überspannte Theorien sondern durch eigene Kraft, wie Dorothea, sich emporgearbeitet: „Genügsam ist sie und fleißig und so gehört ihr die Welt an". Ein gelungener Vers steht in „Sprichwörtlich"; wenn der Dichter noch lebte, würde er ihn wahrscheinlich einem Volksbeglücker in's Album geschrieben haben:

„Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratene Taube in's Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten."

Goethe würde es aber auch nicht gemacht haben, wie Diejenigen, welche den Communismus in's Leben riefen, die sich kostbare Palais bauen, ehe sie ihren Arbeitern ein menschenwürdiges Dasein geschaffen. Denn er lebte verhältnißmäßig sehr einfach und sein sittlicher Wahlspruch, den er selbst befolgte, war:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut."

Das Leben, d. h. der Beruf und die Pflicht, die Sorge für die Angehörigen, Krankheit und Entbehrung, Kummer

und Noth treten den ideal gestimmten Kräften des Gefühls und der Phantasie feindlich entgegen, zertrümmern die edelsten Keime und werfen dem Streben unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Goethe kennt recht wohl die Schmerzen und die schweren Stunden des Lebens. Er macht sich aber den tragischen Ernst, der in dem Weltganzen liegt, nicht dadurch leicht und bequem, daß er den Ausspruch vom „unerforschlichen Rathschlusse Gottes“ zur widerwärtigen Phrase macht. Er kennt die Stunden, in denen der bessere Mensch Pessimist wird und nur der oberflächliche Alltagsmensch mit selbstgefälligem Blick die ausgiebige Rundung seines Daseins mustert. Die besten Menschen gerade haben von jeher das Herbe der Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen am tiefsten gefühlt. Nicht Sophokles allein hat gesagt „Nimmer geboren zu sein, ist der Wünsche größter“; auch Shakespeare und Goethe kennen diese Stimmung. Sie ist nicht dauernd, aber sie ist da; sie wird überwunden, doch jeden Augenblick kann der Gedanke wieder kommen: „Was ist der Mensch für ein zweizinkiges Ding!“ Schlagen wir nur den unerschöpflichen Faust wieder auf und hören, wie Goethe denkt:

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh';
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was Du nie verlierst, das wirst du stets beweinen.“

Goethe kennt auch die arge Welt und die bösen Menschen; er durchschaut sie um so besser, je weicher sein Gefühl ist. Aber trotzdem überwindet er den oft so wohlberechtigten Pessimismus und bleibt dem Kern seines Wesens der Menschenliebe, ähnlich wie Christus, treu. Unendlich liebenswürdig spricht er dieß aus in dem Gedicht „Hypochonder", welches sich unter „Epigrammatisch" findet:

„Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden.
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will Niemand weiter sehen,
Will all' das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Doch ist er daneben mit vollstem Recht der stolze Mann, der da sagt: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an." Und wie man den unsauberen Gesellen, der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" aus dem Wege gehen kann, ohne dem Standpunkte der Humanität etwas zu vergeben, weiß er auch:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt."

Wie aber genießen wir die Segnungen des Lebens, die in überreicher Fülle da sind, ohne dem Schicksal zu verfallen? Durch nichts anders als durch Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Einen besseren Ariadnefaden durch die Irrgänge des Lebens giebt es nicht.

Jeder erfährt das an sich selbst, jeder weiß es sehr wohl, fühlt aber auch, wie schwer es ist, sich selbst zu beherrschen, aus sich selbst ein Kunstwerk zu machen, wie es Goethe angestrebt und vielfach ausgeführt hat. Der Mensch, der im Stande ist, sich zu beherrschen, gleicht dem Schiffskapitän, der auf dem brennenden Schiffe ruhig die Anordnungen trifft zur Rettung der Andern, und ist Alles geschehen und für ihn selbst kein Heil in Aussicht — in's Meer springt. Goethe, der „Fürstenknecht", stellt deßhalb auch hohe Forderungen an den Herrscher. Wir lernen sie in dem schönen Gedichte „Ilmenau" kennen:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren."

Wer aber nach Innen, gegen sich selbst das Commandowort sprechen kann, dem fehlt es auch nach Außen nicht, der kann auf die Außenwelt umgestaltend wirken. Und so kommen wir denn zur Höhe der sittlichen Weltanschauung Goethe's, die ich nirgends so klar und so groß ausgesprochen finde, als im Wilhelm Meister (VI): Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns;

aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben."

Daß der Mensch durch seinen ernsten sittlichen Willen nach Außen herrscht und dem Schicksal fest gegenüber steht, spricht sich am Schluß von Hermann und Dorothea in den Worten Hermann's aus:

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

Derselbe Gedanke liegt auch kurz vorher in den Abschiedsworten von Dorothea's erstem Bräutigam. Er spricht vom Wiedersehen, nicht im Jenseits, sondern nach der Revolutionszeit:

„Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal."

Unabhängig vom Schicksal ist aber, wer nicht mehr von den Neigungen und Leidenschaften hin und her getrieben wird, sondern sein festes Centrum in sich hat. Dann ist auch der Tod kein Schreckbild mehr, mögen wir uns nun auf den Standpunkt des Frommen oder des Philosophen stellen. In diesem Sinne läßt Goethe den Pfarrer in Hermann und Dorothea sprechen, der weder ein Orthodoxer noch ein Pietist ist:

„— — — — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu **künftigem Heil**, in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum **Leben** der Tod."

So haben wir, an der Hand des Dichters, die Höhen des Lebens erklommen und betrachten jetzt auch vom Standpunkte des Lebens, nicht des Jenseits, die **Religion**. Denn die Wurzeln der Religion sind im Diesseits und ihre herrlichen Blüthen und Früchte fallen auf die irdische Welt. Das so verrufene Diesseits ist dieselbe Welt, worin Goethe gewandelt ist und seine Iphigenie und Dorothea gedichtet hat, wo Raphael seine Sixtinische Madonna schuf und Mozart das Versöhnendste componirte, was ein Ohr je gehört, die Priesterchöre und den Gesang der drei Genien in der Zauberflöte. Wem diese Schöpfungen nicht überzeugend verkünden, daß das Göttliche **in der Menschheit** liegt und **auf der Erde** wächst, der hat auch die Christusidee nie dem Kerne sondern nur der orientalischen Schale nach in sich aufgenommen. Christus ist Gottes Sohn wie wir Gottes Kinder, d. h. nichts anders als, die göttliche Anlage wohnt in der Menschheit und in dem Menschen. Der Mensch thut Buße, so oft er sich auf diese seine Anlage besinnt, und das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, so wie der Mensch und die Menschheit sich aufrafft zum Streben nach höheren Stufen der Entwickelung.

Das Thema der Goethischen Poesie und das Wesen der Religion sind innig verwandt. Wäre der liebenswürdige Stifter des Christenthums, ähnlich wie Mahadöh in Goethe's Ballade, auf die Erde zur Zeit Goethe's gekommen, sicher wäre er lieber mit ihm und Schiller im Park zu Weimar plaudernd auf- und abgewandelt, als

daß er bei einem bigotten Pharisäer zu Tische gesessen hätte. Käme er jetzt zu uns vielverwirrten deutschen Menschenkindern, so würde er dem Inhalte nach ähnlich sprechen wie früher, die Form aber würde er den Zeitverhältnissen anpassen. Ich denke mir ihn so gut und so schalkhaft wie ihn Goethe in der „Legende vom Hufeisen" unübertrefflich schilderte. Daß er mit den Gottseligen poltern und mit den Unfehlbaren fluchen würde, glaube ich nicht. Er würde sich aber freuen, daß nunmehr Gottes Wort nicht mehr blos in der Bibel steht, sondern auch in den Gesetzen des Culturstaates, in Lessing's Nathan, in Goethe's Iphigenie und Anderem mehr. Er würde sich freuen, daß die Menschen das Göttliche in der Natur suchen und die Mißhandlung des Baumes und Thieres als ein Verbrechen strafen. Dem Bürger würde er, da dieser nicht mehr, wie in Palästina, unter dem römischen Prätor steht, seine Pflichten gegen den Staat sehr eindringlich vorhalten. Da könnte er wohl so ernst und strenge blicken wie damals, als er die Geldwechsler aus den Tempelhallen trieb. Helft Euch selbst, würde er den Philistern zurufen, die bange sind vor dem „Theilen"; geht an die Wahlurne und denkt nicht, daß ich ein Wunder thue!

Doch wir dürfen nicht Goethe aus dem Auge verlieren; dieser könnte ein verdrießliches Gesicht machen, wenn die Politik ihn in der Gemüthlichkeit störte.

Goethe trennt weder das Göttliche von dem Menschlichen noch auch das Unendliche von dem Endlichen. Daß ihm die Christusidee zusammenfällt mit dem Gefühl des Göttlichen in dem Menschen zeigt folgende ausgezeichnete Betrachtung im Wilhelm Meister (VI): „Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt

selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um so mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unsrer Gottähnlichkeit bestätigen können."

Das Christenthum gab ja gerade der Menschheit, die in Pessimismus und Verzweiflung gerathen war, das Selbst- und Lebensgefühl wieder, freilich nicht das sinnlich-weltliche und politisch-nationale, wohl aber das ideale. Muth, Vertrauen und Begeisterung zog mit dem Christenthum in die Herzen ein, weil die Menschen sich mit dem Göttlichen Eins fühlten oder Eins zu fühlen bestrebten. Mit dem idealen Selbstgefühl fing die Menschheit wieder an zu streben.

Wenn nun dieser ewige, aber zarte Kern der Christusidee sich in das feste Steingebäude der Kirche rettete, ja verlor, so war dieß in der mittelalterlichen Weltperiode nicht anders möglich; er wäre sonst in den wilden Zeiten verschüttet worden. Die Reformation grub den Kern wiederum aus dem versteinerten Gehäuse heraus. Aber trotz dieser großen That konnte sie doch nicht annähernd die katholische Kirche in dem Cultus und seiner schöpferischen

Kraft erreichen. Sie hatte die Kritik in's Gefecht geführt, mußte daher auch darauf gefaßt sein, daß diese, unabhängig von der Kirche, ihren eigenen Weg ging und die Wissenschaft schuf, die weder von dem Glauben noch von der Kirche bevormundet sein will.

So kam es denn auch, daß ein Goethe so unabhängig sich äußern konnte wie in der obigen Stelle. Er hat aber zu wiederholten Malen sich in ähnlicher Weise geäußert. Höchst poesievoll ist in den Zahmen Xenien (III) der Vers:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

In den „Vermischten Gedichten" findet sich das kleine Gedicht „Menschengefühl":

„Ach ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben."

Ueber die Einheit des Unendlichen und Endlichen belehrt uns in „Gott, Gemüth und Welt" folgender Vers;

„Willst du in's Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten."

Eine treffende Antwort giebt Alphons (V, 2) dem jungen Tasso, der die schwärmerische Sehnsucht ausspricht, dereinst im neuen Sonnenthal dem Schmetterlinge gleich die Flügel rasch und freudig zu entfalten:

„— — Lern, ich bitte Dich,
Den Werth des Lebens kennen.“

Aber, könnte Jemand poltern, das ist ja verderblicher Unglaube, das ist ja Gotteslästerung, „der Jude wird verbrannt!“ — Halt! Goethe spricht so und er ist todt, war sogar Weimarischer Minister und gilt als Deutschlands größter Dichter! Ist es aber nicht Derselbe, der von dem Menschen, weil dieser das Göttliche in sich trägt, das höchste Streben verlangt und dann die größte Selbstbeschränkung? Ist nicht sein sittlicher Wahlspruch: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“? — Soll der Jude auch da noch verbrannt werden? —

Goethe sieht in der Gottheit den „Vater der Liebe“, nicht den Schutzpatron der Fanatiker. Goethe verlangt, wie das Christenthum, die höchsten Tugenden von dem Menschen: das Streben nach Vervollkommnung, die Selbstbeschränkung und damit die Selbstverleugnung.

Die Kunst, die Poesie, die Philosophie, die Staatsidee sind allmählich geworden und gewachsen; sie sind die Resultate der vorwärts strebenden Menschheit. Warum soll nun die Religion eine Ausnahme bilden und nicht unter den Gesichtspunkt des historischen Processes fallen? Warum soll Christus nicht ebenso gut ein Sohn der Menschheit sein wie die großen Könige und Dichter? Christus erscheint uns nur um so höher, je näher er uns steht; „denn glaube mir, dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel“. (Lessing's Nathan I, 1.)

Legen wir demgemäß den Maaßstab der Geschichte an die Bibel, so wird sie nichts von ihrem ewigen Kerne verlieren. Die Gleichgültigen werden sich alsdann vielleicht wieder ihr zuwenden und erstaunt sein, wie die ewigen

Wahrheiten in hellem Glanze, ähnlich den Sternen in ruhiger Nacht, funkeln. Auch der wissenschaftlich Gebildete wird mit freudiger Ueberraschung gewahr werden, welch' eine Fülle von Segnungen aus diesem Quell geflossen und daß ein besseres Haus- und Volksbuch für moralische Erbauung bis jetzt noch nicht geschrieben worden ist. Aus dem Quell der lutherischen Bibel haben Lessing, Goethe und Schiller getrunken und mit den Grundsätzen der Humanität die Herzen bewegende Sprachgewalt gewonnen.

Unsere Aufgabe war bisher zu zeigen, wie sich die Natur, die Liebe, die Freundschaft, der Beruf, die Religion in den Goethischen Dichtungen spiegeln und sein Thema bestimmen. Es bleibt uns noch übrig die Ehe und die Familie, sowie den Staat in ähnlicher Hinsicht zu betrachten.

Die Ehe soll Liebe und Freundschaft zugleich sein; mit der Freundschaft theilt sie die Aufnahme des ergänzenden Widerspruchs. Doch kann die Ehe die Begeisterung der Liebe und das ideale Streben der Freundschaft nur in seltenen, vom Schicksal begünstigten Fällen bewahren; denn die Härte der Lebensbedingungen, die Noth und die Plage nagen wie Wellen am Felsen. Trotzdem ist die Ehe der Grundpfeiler des Culturlebens, und wer an ihm rüttelt, zerstört auch die Gesittung. Goethe hat dieß in den Wahlverwandtschaften (I, 9) mit ernsten und eindringlichen Worten ausgesprochen; unseren Socialdemokraten dürften sie nicht passen: „Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: Denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen

gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, – das glaub ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

Nirgends wird Glück und Unglück so tief empfunden als in der Ehe. Das Hauskreuz bleibt selten Jemand geschenkt; aber der Hagestolze, der diesem aus dem Wege gehen will, ist doch deßhalb nicht besser daran. Der Mensch braucht das Schicksal, um gründlicher und tiefer zu werden; er braucht es, um das Glück, auch wenn es seine Gaben nur mäßig spendet, dennoch als Glück zu empfinden und dankbar hinzunehmen. Für böse Stunden aber, die den Pessimismus herbeiführen, ist wohl kein besserer Trost zu finden, als ihn die Gräfin der Prinzessin im Tasso (III, 2) darreicht:

„O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!"

Vervollständigt werden diese schönen Zeilen durch die Worte der Gräfin zu Antonio (III, 4):

„Es scheint von Zeit zu Zeit bedarf der Weise,
So sehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er besitzt, im rechten Lichte zeige.“

Selbst der gelegentliche eheliche Zwist, der bei dem Gegensatz der Charaktere und bei den verwickelten Lebensverhältnissen unausbleiblich ist, hat sein Gutes: Man lernt sich, wie Goethe einmal in den Wahlverwandtschaften bemerkt, wieder näher kennen. Er ist sicher besser als die gegenseitige Verhätschelung, die gar häufig auf Eitelkeit beruht und auf dem Gefallen an Schmeichelei. Einen überzeugenden Einblick in die Ursache so mancher häuslichen Erregungen bieten im Tasso (III, 4) die Worte des Antonio, die auf den Mangel an Selbstbeherrschung zielen:

„Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtsten lieben.“

Daß wir unsere Forderung an das Leben nicht zu hoch hinauf schrauben sollen, lernen wir am besten in der Ehe. Denn hier gelten die Pflichten, die Goethe so nachdrücklich betont, die Selbstbeschränkung und die Selbstverleugnung. Eignen wir sie uns an, so ist der Segen kein geringer; aber das Ziel ist leichter zu stecken, als danach zu wandeln. Schon deßwegen, weil diese Tugenden in der Ehe täglich geübt werden müssen, ist sie dasjenige menschliche Verhältniß, welches von jeher die Humanität am meisten gefördert hat. Der Mann kann nicht ver-

langen, daß die Frau die Stimmung der Braut habe; die Stürme des Lebens werfen zu viele Blüthen nieder. Es ist ein schönes Wort Goethe's in Hermann und Dorothea: „Der Mann bedarf des erheiternden Weib's"; aber auch hier gilt es zu resigniren, denn die Stirn ist oft schwer von Wolken frei zu machen.

Wiewohl unser Dichter eine merkwürdige Befangenheit bei Begründung der Ehe zeigte, hat er doch, wie wir aus der obigen Stelle sahen, ihr Wesen tief erkannt und poetisch veranschaulicht. Was für treffliche Frauenbilder sind Elisabeth im Götz, Charlotte in den Wahlverwandtschaften und die Mutter in Hermann und Dorothea! Gerade die letztere heimelt uns Deutsche so sehr an. Sie ist die umsichtige, thätige Hausfrau, die keine Schritte vergebens thut, die kein abgelegtes Stück verschleudert. Sie ist aber zugleich eine so gutmüthige Lebensgefährtin des Mannes, die dessen Schwächen kennt und harmlos nimmt, die den Sohn ermahnt, freundlich den polternden Vater zu bitten. Und zugleich ist sie couragirt, sie ist nicht bange vor der Wahl des Sohnes, auch nicht bange vor dem Manne; sie führt ihren Hermann entschlossen zum Vater, daß er ihn um die Hand des fremden Mädchens bitte. — Die trefflichen Worte Dorothea's über die Stellung der Frau im Hause, haben wir schon früher citirt. Doch können wir nicht umhin, noch eine Stelle aus Wilhelm Meister (VII, 6) anzuführen, die sich jenen Worten Dorothea's ergänzend anschließt: „Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, so wie der Nacht vorzustehn, sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und

den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht."

Die Ehe spendet ihren vollsten Segen erst dann, wenn sie sich zur Familie erweitert, wenn ihr Kinder beschieden werden. Damit vermehrt sich freilich das Hauskreuz, aber die Freude wird auch unendlich größer. Die Selbstbeschränkung und vielfache Entsagung, die das Familienleben mit sich bringt, trägt die schönsten Früchte. Verstummte oft für lange die Freude an der Selbstbildung und an einer idealen Erholung, legten sich Entbehrung, Krankheit, Kummer und Verdruß wie unübersteigliche Felsblöcke in den Weg: es kommt doch die Zeit, in der das Leben für Andere wieder zum Streben nach Selbstbildung führt. Die Kinder wollen Alles wissen und oft weiß der Papa das Allernothwendigste nicht von dem, was sie fragen. Wie oft dachte ich an die Lage Wilhelm Meister's, als ihn sein Felix mit Fragen über die Gegenstände der Natur bestürmte und er in der äußeren Welt so wenig Bescheid wußte. Es ging mir selbst nicht besser, denn wer lernte früher auf dem Gymnasium etwas von der Natur: das Digamma war doch weit wichtiger!

Selten konnte ich ein Blatt, eine Blume, einen Baum, einen Stein oder Vogel genauer bezeichnen. Ungeduldig riefen die Kinder eines Tages: „Papa, Du weißt aber auch gar nichts.“ Dieß half! Ich schleppte Blätter, Blumen und Steine in der Tasche nach Hause, fragte Hans und Kunz, las Bücher, kaufte ausgestopfte Vögel und beschrieb sie den Kindern nach dem schönen Werke von Brehm. Die Literatur und Kunst mußte ich freilich einige Jahre liegen lassen, aber ich eignete mir Kenntnisse an, zu denen ich ohne das Familienleben gar nicht gelangt wäre. Das ist erst die wahre Freude, wenn das Streben nach Selbstbildung so betrieben wird, daß es A n d e r n und zumal den N ä c h s t e n zu Gute kommt. Kummer und Angst werden dadurch zehnfach aufgewogen. Man vergißt beides wieder und erhält mit der Jugend neue Jugend. Die S e l b s t b e s c h r ä n k u n g und S e l b s t v e r l e u g n u n g führt also zur S e l b s t v e r j ü n g u n g und zum u n s t e r b l i c h e n F o r t l e b e n in A n d e r n. So ist das beschränkte irdische Leben ein ewiges, das Diesseits ein Jenseits. Denn auch in dem Fortleben muß statt des ewigen Strebens die Selbstbeschränkung und die Selbstverleugnung eintreten. Diese aber scheint Vielen zu schwer. „Leb im Ganzen; wenn Du lange dahin bist, es bleibt.“

Zum Schlusse haben wir noch nachzuweisen, wie sich unser Dichter zum S t a a t e verhält.

In Goethe's Jugend fiel der Aufschwung Preußens durch Friedrich den Großen; als Mann war er der Freund und Rathgeber des unvergeßlichen Karl August, und er wurde nicht wenig bestimmt durch den mächtigen Eindruck von Napoleon's Genie. Der Geist der Weltgeschichte verkörperte sich ihm in diesen plastisch geprägten

Naturen. Die französische Revolution dagegen erschien ihm so sehr vom Geiste der Willkür durchdrungen, so gewaltsam und die alten Culturkeime niedertretend, daß er ihr nicht wie der große Philosoph in Königsberg fest in's Auge sehen und ihr Wesen durchschauen konnte. Der Geist der Masse erschien ihm als ein vielköpfiges, formloses und unheimliches Chaos, das nicht weiß, was es will. — Die Holländer, die mit Alba's geübten Heeren fochten und todesmuthig ihre Dämme durchstachen, waren andere Leute, als der Schneider und Seifensieder im Egmont!

Das kühne Reformiren, das Abbrechen und Aufbauen, das Unruhige und Beunruhigende des Freiherrn von Stein raubte Goethe die Gemüthlichkeit. Die nationale Begeisterung des greisen Blücher konnte er auch nicht theilen; Napoleon hatte ihm zu sehr imponirt. Die Natur, mit ihrem gleichmäßigen Werden und Wachsen, die stätig voranschreitende Cultur lag ihm näher als parlamentarisches und nationales Leben. Er mochte diese seine Schranke fühlen, und deßhalb schloß er sich neidlos und in herzlicher Freundschaft an Schiller an, den deutschen Genius, der Goethe's Ideal der individuellen Befreiung ergänzte durch das Ideal der socialen, politischen und nationalen Freiheit. Wer aber trotzdem mit Goethe's Schranke sich nicht zufrieden geben kann, dem rufen wir die Worte der Prinzessin im Tasso (II, 1) in's Gedächtniß:

„Du mußt von einem Mann nicht alles fordern,
Und Dieser leistet was er Dir verspricht."

Bemerkenswerth ist es, daß Goethe nicht Hutten oder Sickingen zum Helden nahm, sondern den weniger bedeu-

tenden Götz. Deßgleichen nahm er nicht Oranien, den Befreier der Niederlande, zum Mittelpunkt der Tragödie, sondern den weit unter ihm stehenden Egmont. Und den finsteren Dämon der Nothwendigkeit konnte er, mit Shakespeare'schem Geist, in Alba entwerfen, nicht aber einen Helden der Freiheit. Inzwischen hatte Goethe dennoch Momente, in denen sich sein Genius unbefangen über die Schranke erhob. Hermann und Dorothea ist auch insofern das Juwel seiner Dichtungen. Die Berechtigung der französischen Revolution zeigte er dort in dem Gesange „das Zeitalter". Er deutet hier auf die Selbstsucht der privilegirten Stände, als die Ursache der Revolution, hin:

„Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt."

Ebenso giebt er der nationalen Begeisterung in den letzten Worten Hermann's Ausdruck.

Daß der Dichter das Fürstenthum seiner Zeit hochhielt, daran hatte er Recht, denn Deutschland verdankt seit dem großen Kurfürsten seine Erhebung aus der hausbackenen Spießbürgerei hauptsächlich bedeutenden Fürsten und Staatsmännern. Wer hätte es auch sonst thun können? Dem deutschen Landesfürstenthum der damaligen Zeit verdankte Deutschland zugleich seinen Aufschwung in der Poesie und Kunst. Goethe war indessen kein „Fürstenknecht"; er stellte an den Monarchen die höchsten Forderungen. Ich erinnere noch einmal an die bereits angeführten Verse in „Ilmenau":

„— Wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren."

In Alphons im Torquato Tasso werden wir den Inbegriff der Tugenden kennen lernen, die einen wahren Fürsten zieren.

Hiermit sind wir zum Schluß unserer Abhandlung gelangt und haben bereits auf die Dichtung hingedeutet, die uns in kleinem Rahmen zeigen soll, was wir bisher übersichtlich entwickelten.

II.

Torquato Tasso.

„Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wir gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne.
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit sich selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah — und man verkennt das Glück."
Goethe's Vorwort zum Werther.

Die leitenden Gesichtspunkte waren bisher das ideale Streben des Jünglings nach Vervollkommnung und die Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung des Mannes. Wir zeigten, wie sich zu der Einsamkeit der Selbstbeschäftigung der Verkehr mit dem äußeren Leben und mit vielen Menschen, wie sich zu dem entwickelten Talente der ausgebildete Charakter gesellen müsse.

Dasselbe Thema finden wir im Torquato Tasso und hier besonders scharf und klar ausgeprägt. Der junge Dichter hat eine Lebensstufe bereits hinter sich, er ist im Stande ein umfassendes Werk seinem Fürsten vorzulegen. Allerdings können wir gleich hier ein Bedenken nicht zurückhalten; es will uns scheinen, daß ein Jüngling, der

so unreif ist, wie sich Tasso im Verlauf des Dramas zeigt, noch nicht fähig sein könne, ein vollendetes und mit weitem Sehfeld ausgestattetes Werk zu schaffen. Hat er die Reife zu solch' einer Dichtung, dann ist sein Charakter bis zum Kindischen unentwickelt und sein Thun und Treiben erscheint um so peinlicher. Wie Tasso sich in dem Stücke benimmt und nach der wiederholten Bezeichnung Antonio's als „Knabe" müssen wir ihn uns ganz jung vorstellen; etwa nicht viel über zwanzig Jahre. Das Studentenhafte klebt ihm noch an, wie dem Hühnchen die Schale.

Torquato Tasso verlebte seine Jugend (wir sprechen immer nur von Goethe's Tasso, nicht von dem wirklichen der italienischen Literatur) in ärmlichen und gedrückten Verhältnissen. Früh schon regte sich das Talent und rief das Selbstgefühl wach, aber, wie das leicht zu geschehen pflegt, zu einer rasch auflodernden Empfindlichkeit und Gereiztheit. Autodidacten geht es ebenso: wehe dem, der an dem Superlativ ihrer Weisheit zweifelt. Plötzlich nun gestaltete sich das Schicksal freundlich und verpflanzte unseren jungen Poeten aus den engen Gassen von Sorrent in die Marmorsäle von Ferrara und in die Prachtgärten von Belriguardo. Der ideale Flug des Talentes schwingt sich in den neuen Verhältnissen wie ein Adler empor; aber die ruhigen und stolzen Kreise dieses königlichen Vogels vermag er nicht zu ziehen: er rüttelt mit den Flügeln in der Luft wie der Thurmfalke.

Der Hof von Ferrara wird ihm zu einem Freundeskreise. Darin liegt für ihn das Große und Schöne, aber auch das Gefährliche. Fürstliche Personen freuen sich an der jugendlichen Frische und an der Begeisterungsfähig-

keit, denn die Höflinge sind oft gar zu steif, zu langweilig feierlich oder fade witzelnd. Eine jugendliche Ungebundenheit ist dann erquickend wie Schwarzbrod und Walderdbeeren nach Ragouts und feinen Torten. Aber die fürstlichen Kreise verlangen daneben, daß der Gast und Untergebene, je mehr er als Freund behandelt wird, und je größeres Vertrauen er genießt, um so mehr sich auch der Lage gemäß benehme und beherrsche. Einsam im Wald herumschweifen und dabei auf neue Gedanken und wohlklingende Reime sinnen, ist ganz gut, aber man vergißt dabei leicht, was man den Nächsten schuldig ist und verlernt mit Menschen der verschiedensten Art umzugehen, wie es doch am Hofe nöthig ist. Und in der Waldeinsamkeit wird das Gefühl verwöhnt, die Stimmungen und Bilder werden zu fein und zart, um nachher mit der realen Wirklichkeit eine Collision auszuhalten; Empfindlichkeit und Verstimmung ist die Folge. Auch passirt es den Menschenkindern, die plötzlich in üppige Verhältnisse, wie in Tausend und eine Nacht, entrückt werden, daß sie die rechte Grenze nicht einzuhalten wissen. Süße Sachen, Gewürze und feuriger Wein werden im Süden noch gefährlicher, als im Norden, und Tasso weiß, wie wir von Antonio hören, ein Wort davon zu reden. So kommt es denn, daß der hoffähige junge Dichter am hellen Tage träumt und in den ihn umgebenden Menschen einmal Engel; das andere Mal leibhaftige Teufel erblickt; daß er jetzt vor einer fürstlichen Person begeistert sich auf's Knie läßt, um in der nächsten Stunde mörderlich auf sie zu schimpfen. Tasso wirft Antonio vor, die Grazien seien bei ihm ausgeblieben; bei ihm kehren sie allerdings bisweilen ein, verwandeln sich aber urplötzlich in Fratzengestalten.

Tasso wird von der fürstlichen Familie als Freund behandelt. Diese Freundschaft hebt ihn nicht nur begeisternd empor, sie tritt ihm zugleich widersprechend, wenn auch in mildester Weise, entgegen. Die Freunde wollen ihm die Brücke bauen von der Selbstbeschäftigung in der Waldeinsamkeit zu dem Verkehr mit der Welt und den Menschen, sie wollen ihn abhärten gegen Lob und Tadel, ihn befreien von Argwohn und Mißtrauen.

Tasso giebt sich willig und freudig den Ermahnungen hin; aber mit dem bloßen guten Willen ist es nicht immer gethan, zumal bei Menschen, die ein Spielball ihrer Stimmungen und einer fessellosen Phantasie sind. Mit dem „Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt“ ist es schwer die Stöße des Lebens gleichmäßig hinzunehmen und die Aufgabe der Selbstbeherrschung zu erfüllen. Das Leben bietet Freud und Leid, und oft ist letzteres leichter zu ertragen, als die erstere. Die Freude tritt an Tasso heran durch die Bekränzung; aber er kann sie nicht ruhig hinnehmen, er wird verzückt und verwechselt die ideale Freundschaft der Prinzessin mit der Liebe. Dann bricht das Leid herein; er kann sich bei der Collision mit Antonio nicht beherrschen, er fordert ihn, erhält in Folge dessen Zimmerarrest, und diese geringfügige Strafe versetzt ihn in Kleinmuth und Verzweifelung wie vorher die Bekränzung in Enthusiasmus.

Tasso findet an dem Hofe zu Ferrara die Vorbilder für sein befreites Jerusalem. Der edle und ritterliche Alphons ist ihm der Inbegriff männlicher Tugenden; die Prinzessin zeigt ihm das Urbild der Weiblichkeit. Aber sein enthusiastisches Stimmungs- und Phantasieleben verführt ihn, daß er sich an das Modell verliert. Das

Bild des Fürsten Alphons verlockt ihn Held sein zu wollen und große Thaten auszuführen: Don Quixote spukt in ihm. Ebenso verlockt ihn die begeisterte Verehrung der Prinzessin, die Poesie mit der Wirklichkeit zu verwechseln und sich in sie zu verlieben. Uebrigens sehen wir aus dieser, wenn auch etwas burschikosen Art und Weise, sich am Leben zu betheiligen, daß er volles Interesse am Leben hat, daß also sein Versinken in sich bereits ein Gegengewicht fand.

Tasso's Innenwelt hat etwas Traumartiges; es widerfährt ihm häufig, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders ist, als der mit ihm Redende vermuthet. Im Anfange des zweiten Actes glaubt die Prinzessin mit Recht, er sei erregt über die bitteren Seitenbemerkungen des Antonio und über das absichtliche Lob Ariost's; aber er hat dieß nur mit halbem Ohr gehört, denn er dachte an die Schilderung des großen Staatsmannes Gregor. Und er möchte selbst wohl, wenn nicht ein Held hoch zu Roß, doch etwas von einem Staatsmanne sein. Deßhalb ist er auch so verstimmt, daß ihn Alphons nie in politischen Dingen fragt.

Uebrigens ist der reflectirende Verstand trotz dieses Traumlebens nicht unentwickelt. Er kennt seine Schwächen; dieß geht klar hervor aus den Gesprächen mit der Prinzessin und mit Antonio. Weil er sie kennt, doch nicht von ihnen loskommen kann, wird er auf Andere böse, nicht aber auf sich: Das geht manchem Sterblichen so. Er ahnt (II, 4) nach der Collision mit Antonio seine Schuld der Tactlosigkeit:

„Mir bleibt es unbegreiflich, wie es ist.
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine fast, ich müßt es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich schließt sichs wieder zu."

Er hatte sich früher wohl überlegt, wie er Antonio gegenüber sich benehmen wolle; darum sagt er (IV, 1):

„O hatt ich doch so klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war."

Er vergaß aber die Selbstbeherrschung, weil er durch die Annäherung der Prinzessin im Anfang des zweiten Actes zu enthusiastisch seinem überströmenden Gefühle freien Lauf ließ und mit vollen Segeln auf Antonio einstürmend diesen um seine Freundschaft bat. Dieselbe Tactlosigkeit wiederholt sich und wird zum ärgsten Mißbrauch des Vertrauens, als er die Prinzessin umarmen will. — Die Schuld der Tactlosigkeit bei Gefühlsmenschen hatte Goethe schon im Werther dargestellt. Dieser blieb uneingeladen in der adeligen Abendgesellschaft. — Der Mensch, der im Leben feststehen will, muß eben vorsichtig um sich schauen, um nicht anzustoßen; denn wer anstößt, wird leicht zurückgestoßen, wie Tasso einmal von Antonio und das andere Mal von der Prinzessin.

Noch einen Punkt in dem Geistesleben des jungen Dichters haben wir zu berühren, nämlich die Frage, ob er sich im 4. und 5. Acte der Gräfin, Antonio und Alphons gegenüber verstelle. Er glaubt, er habe es gethan; aber ich bin fest überzeugt, daß er ebensowenig wie Hamlet eine Maske vornahm. Er ist zu gut, freilich aber auch zu ungeschickt dazu. Uebrigens vergleiche man (IV, 4)

seine Rede zu Antonio („Laß mein Gedicht u. s. f.) und (V, 2) zu Alphons („Ich halte diesen Drang nicht auf"). Von Verstellung ist hier nichts zu bemerken.

Tasso, sahen wir, kann, trotz des traumartigen Hindämmerns, über sich und die Menschen reflectiren. Das Unglück, das ihn am Schlusse zu Boden schmettert, hat die wohlthätige Wirkung des Gewitters, welches die Luft von Dünsten reinigt. Sein Denken wird im letzten Gespräche mit Antonio, der mit männlicher Ruhe und Geduld neben ihm steht, schärfer und gewiß auch sein Wollen entschiedener. Er befreit sich hier von den letzten Nebeln, die sein Gehirn umschleiern. Die Liebe zur Prinzessin muß er erkennen als nicht das Einzige, das ihm das ideale Selbstgefühl gab. Mit dieser Einsicht und mit der vollen Klarheit über seine Schuld ist der Boden geebnet, sein Centrum wiederzugewinnen und nicht mehr in der Peripherie herumzuschweifen. Mit der Liebe wird er auch die Thatenlust, die Großmannssucht über Bord werfen und in sich und in seinem Talent, auf das ihn Antonio als Freund hinweist, die Versöhnung suchen und finden. Wie Goethe selbst sich beruhigte, indem er Freud und Leid in die durchsichtigen Formen der Dichtungen legte, so wird Tasso die Zustände des schmerzlich bewegten Gemüthes zu poetischen Gegenständen umwandeln:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide."

Entsprechend diesem Troste, den Tasso findet, sagt Goethe im Vorwort zum Werther: „Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet." Werther konnte die Stufe der Versöhnung nicht erklimmen, die für Tasso in Aus-

sicht steht. Er klagt dem Freunde, an den seine Briefe gerichtet sind, nicht mehr zeichnen zu können; er ist also nicht im Stande, die Natureindrücke, deren Herrlichkeit sein Gefühl erdrückt, zu beherrschen. Mit dieser passiven Hingabe hängt auch zusammen, daß er vom Zeichnen zum Versenken in die Musik übergeht und von der thatkräftigen Odyssee zu dem melancholisch zerfließenden Ossian. Die Hauptstelle, welche sein Selbstbekenntniß über die Unmöglichkeit der künstlerischen Reproduction der Seeleneindrücke enthält und dadurch Werther im Gegensatz zu Tasso zeigt, ist der schöne Brief vom 10. Mai: „Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege; wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

In dem ersten Theil dieser Schrift sagten wir, daß Goethe seine Dichtungen, weil sie subjective Erlebnisse in

sich schlössen, Schmerzenskinder genannt habe. Jetzt wird durch Tasso dieser Ausdruck klar geworden sein. Tasso vergleicht sich (V, 2) in dieser Hinsicht mit dem Seidenwurm:

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt;
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen."

Jetzt werden wir auch die Worte der Gräfin (III, 4) verstehen, die sie in Bezug auf den Dichter sagt:

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks."

Tasso kennzeichnet sich in den obigen Worten als Lyriker, wie es Goethe selbst ist. Als solcher muß er die Einsamkeit der Natur aufsuchen, muß sich in sein Gemüth versenken, damit die Stimmungen und Gedanken rein und lauter werden. Aber die Stimmungen und Gedanken erhalten ihren besten Inhalt durch die Eindrücke des Lebens. Wer sich also dem Leben entzieht, verzichtet auch auf die Anregungen von Außen. Alsdann versiegen die Stimmungsbilder, ebenso wie die Quelle, wenn der Regen ausbleibt. Das ideale Selbstgefühl verwandelt sich in trostlose Leere, und die Sehnsucht erwacht nach der Prosa des Lebens und des Berufes, und sollte dieser auch der nüchternste sein. Der Brief Werther's vom 22. August ist ein schlagender Beweis dafür.

Schließlich könnte die Frage aufgeworfen werden, ob denn Tasso ähnlich wie Faust, Wilhelm Meister und Iphigenie ein Streben habe. Allerdings und dieses sein Streben richtet sich auf seine Vervollkommnung als

Dichter. In der einseitigen Verfolgung dieses Zieles verlor aber Tasso die Handhabe für den Verkehr mit der Außenwelt. Er verlernte dadurch die Pflicht der Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung, vergaß die Rücksicht auf Andere und gerieth wie Faust und Wilhelm Meister in die Gefahr der Selbstsucht. Antonio spricht dieß (V, 1) am schärfsten aus:

„Wenn andre vieles um den Einen thun,
So ists auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt. —
Wer seinen Geist so viel gebildet hat,
Wer jede Wissenschaft zusammengeizt
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt ist, sollte der sich zu beherrschen
Nicht doppelt schuldig sein?"

Wir gehen nach der Charakteristik Tasso's zu Antonio über. Antonio ist, wie er in seinen Privatverhältnissen Ordnung hält, so auch als Staatsmann klar, zäh und von ausdauernder Geduld. Er ließ sich in Rom durch die schlauen Cardinäle nicht irre machen: seinen Zweck erreichte er trotz manchen Aergers und mancher Verdrießlichkeit.

Durch die fortwährende Selbstbeherrschung, die er überhaupt, besonders aber zuletzt in Rom zu üben hatte, erhält sein Wesen etwas Nüchternes, Kühles und Reservirtes, und wird er dann einmal warm, so erscheint es leicht gemacht, wie in dem begeisterten Lob der Märchenwelt Ariost's. Tasso hatte sich schon früher über ihn geärgert, daß er zu wohlweise war, souverän bevormundete oder gern Alles unter polizeiliche Aufsicht stellte. Wenn jeder Schritt, jede Miene, jedes Zucken der Lippen

sorgfältig abgewogen wird, so führt dieß wohl zu einem vollendeten Hof- und Staatsmanne; aber leicht auch zur Langenweile. Wir sehnen uns dann nach einem Naturmenschen, der einmal gehörig über die Schnur haut und die Courage hat, eine Dummheit zu sagen oder zu machen. Und den Abgemessenen passirt es denn doch mitunter, daß sie stolpern und hinfallen; dieß ist bei steifer Haltung und engen Hosen doppelt mißlich. So geht es auch Antonio. Lange genug hatte er sich in Rom beherrscht und mäßig gezeigt, um sich der frommen und klugen Salbung gegenüber keine Blöße zu geben. Jetzt aber, als er die Rothstrümpfe hinter sich hat, macht er sich Luft, läßt der lange zurückgehaltenen Galle freien Lauf und schnauzt den unglücklichen jungen Enthusiasten, der noch den Lorbeerkranz auf den Locken trägt, unbarmherzig an, wird sogar, trotzdem dieser von der Prinzessin an ihn gesandt ist, boshaft und neidisch.

Die Ironie des Schicksals zeigt sich hier. Das Damoklesschwert schwebt über Jedem; deßhalb siehe dich vor! Und siehst du dich recht vor, so fällst du am ersten!

So sehen wir die beiden scharfen Gegensätze des Gefühls und der Phantasie auf der einen Seite und des Verstandes und Willens auf der andern in Tasso und Antonio auf einander prallen. Aber diese Kräfte sind doch auf einem und demselben Boden gewachsen, in der menschlichen Seele; also müssen sie sich auch vereinigen lassen, entweder in Einem Menschen, wie in Goethe selbst, oder in einem Freundespaare sich ergänzen. Die Gräfin drückt dieß mit ihrem klaren Verstande (III, 2) also aus:

„Zwei Männer sinds, ich hab es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vortheil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin.“

Die harmonische Verbindung beider ist um so eher möglich, weil sie entwickelungsfähig sind und das redliche Bestreben haben, ihre Schwächen und Schranken zu überwinden. Antonio gelingt dieß schnell; ein Wort von Alphons bringt ihn in das Gleichgewicht zurück, und er ist von diesem Augenblicke an der aufrichtige und treffliche Mann, der seinen alten Unmuth über den unreifen und verwöhnten Jüngling ablegt und ihm ruhig und geduldig zur Seite steht. Und Antonio ist der Mann danach, ein ächter Freund zu sein, der die Wahrheit, den wohlgemeinten Widerspruch nicht aus Nachgiebigkeit und falscher Schonung verschweigt. Sein Princip spricht er (IV, 4) Tasso gegenüber aus und räumt dadurch der Freundschaft eine höhere Stufe als der Liebe ein:

„Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.“

Antonio hat bei der Collision mit Tasso selbst etwas gelernt, nämlich daß man das Gemüth doch nicht zu sehr mit einer Eiskruste überziehen lassen darf, auch wenn das Leben es in vielen Fällen erheischen mag. Er befreit sich von dem ehernen Panzer und Tasso wird lernen, ihn um das unruhige Herz zu schnallen. Antonio hat überdieß

reges Interesse an der Poesie; das geht aus seiner Schilderung Ariost's hervor. Deßhalb sagt die Prinzessin (I, 4) mit vollem Recht:

„Wer ein Verdienst so wohl zu schätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollst uns dereinst in Tassos Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du erkennst."

Um so gewisser steht am Schlusse die Versöhnung für Tasso in Aussicht.

So ist Antonio der Repräsentant des Lebens, welches durch den feindlichen Widerspruch den sich entwickelnden Menschen in sich zu gehen zwingt, ihn vertieft und zur Selbstbeherrschung erzieht. Der Widerspruch des Lebens nöthigt dem Menschen Umwandlungen ab, die er und Andere für unmöglich gehalten. Darum schätzt Goethe auch, zum Verdruß und Leidwesen der specifisch Frommen, das Leben so hoch. In demselben zuckt ja der Pulsschlag des Werdens und der Vervollkommnung, wenn auch nicht in der stillvergnügten und hausbacken gemüthlichen Weise, wie Viele es haben möchten. Das Leben hängt seine Gaben selten nett und zierlich an den Weihnachtsbaum. Die herben Schläge fruchten aber oft mehr als Glück und Genuß. Die ideale Freundschaft und die himmlische Güte der Prinzessin Eleonore konnten nicht die Entwickelung Tasso's ermöglichen, die der scharfe Anprall mit Antonio durchsetzt. Sie hatte (I, 2) zu Alphons in Bezug auf den jungen Dichter gesagt:

„Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergessen,
Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann."

Antonio hat es doch zu Wege gebracht, daß Tasso von sich scheiden wird. — Mit dieser Würdigung des

Lebens stimmt auch in dem vorliegenden Drama der Nachdruck, der auf die Gegenwart gelegt wird. Alphons will, daß der lebende Dichter bekränzt werde, nicht blos die Büste des todten; die Gräfin ruft nach der Bekränzung dem von Alexander und Homer phantasirenden Tasso zu, er solle das Gegenwärtige nicht verkennen; Antonio redet am eindringlichsten der Gegenwart das Wort. Er räth (IV, 4) Tasso, jetzt nicht nach Rom zu gehen, denn:

„Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Ernte;
Man muß geschäftig sein, sobald sie reift."

Und hernach fügt er noch die Sentenz hinzu:

„Die Gegenwart ist eine mächtge Göttin;
Lern ihren Einfluß kennen, bleibe hier."

Antonio, hinsichtlich der realistischen Kühle, verwandt ist die Gräfin. Sie ist aber nicht nur mit hellem Verstande begabt; sie ist zugleich anmuthig und liebenswürdig. Deßhalb verzeihen wir ihr gern die kleine Schwäche der Eitelkeit, durch Tasso als zweite Laura gefeiert zu werden; um so mehr, als sie dadurch Tasso selbst nützen will. Ihre Klarheit ist in dem Stücke, wo Gefühl und Phantasie eine beinahe beängstigende Rolle spielen, so erfrischend wie ein kühler Ostwind im heißen Sommer. Sie trifft in allen Dingen den Nagel auf den Kopf, besonders (I, 1) in der überzeugenden Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Tasso und der Prinzessin:

„Uns liebt er nicht. Verzeih, daß ich es sage!
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können."

Ich glaube sicher, daß Goethe der Gräfin sein eigenes Urtheil über die Personen des Stückes in den Mund legte. Sie steht ruhig über den erregten Charakteren, wenn auch nicht so interesselos wie Alphons. Ihre Stellung und ihre Sentenzen erinnern an den Chor in der griechischen Tragödie.

Die Prinzessin ist ein schwieriger Charakter; ihr Fühlen und Denken ist nicht leichter zu definiren, als dasjenige Hamlet's. Sie ist durch Krankheit früh geübt in der Schule der Duldung, der Entsagung und Selbstverleugnung. Ihren Trost über die Vergänglichkeit des Schönen auf der Erde spricht sie, ähnlich wie Brutus beim Tode Porzia's, in den tiefgefühlten Worten aus (III, 2):

„Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten."

In demselben Gespräche mit der Gräfin spricht sie sich auch über das Unvollkommene in der Welt aus:

„— — Eleonore! Glücklich?
Wer ist denn glücklich?" u. s. f.

Trefflich ist die Antwort der Gräfin, die eine Fülle des schönsten Trostes in sich birgt:

„O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt."

Verwandt der obigen wehmüthigen Betrachtung der Prinzessin, sind auch die unvergleichlichen Worte in demselben Gespräche:

„Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint."

Die Prinzessin ist jetzt gesund, doch sagt sie selbst, „d. h. ich bin nicht krank". Etwas Schattenhaftes erhält sie dadurch; auch ist wohl der jugendliche Reiz dahin geschwunden, älter als Tasso ist sie um Jahre.

Neben der Selbstbeherrschung und Geduld, welche die Krankheit ihr auferlegte, ist ihr die Sitte ein strenges Gebot. Sie mag nicht einmal, daß der Bruder zuhört, wenn sie mit der Gräfin über Tasso plaudert. Aber sie ist weder kalt vornehm, noch thut sie zimperlich und kränklich. Die Freude an der Welt und dem Leben wurzelt tief in ihr, und das Gefühl der Wehmuth ist um so stärker, je weniger sie zugreifen kann. Sie liebt den harmlosen Scherz und die gutmüthige Neckerei; sie freut sich über ihren Schäferanzug, über das Winden der Kränze, und sie neckt die Gräfin, daß sie Tasso liebe, während sie doch selbst für ihn schwärmt. Ebenso vermißt sie die heitere Lucretia.

Die Liebe der Prinzessin zu Tasso ist ein schwieriger Punkt; nicht leichter als das Verhältniß zwischen Hamlet und Ophelia. Die eigentliche Liebe ist es nicht. Tasso kam in das Schloß, als sie eben von einer schweren Krankheit genas. Der Jüngling brachte ihr das Bild frischer Jugend entgegen, das schon in ihr erloschen war. Durch ihn kam sie wieder zum idealen Lebensgefühl. Mit dem Bilde der Jugend ist er ihr zugleich die Verkörperung der Poesie. In ihm liebt sie die Dichtkunst, wie er in ihr die ideale Weiblichkeit als Künstler verehrt. Die Prinzessin geht ziemlich weit in dem Geständniß ihrer Zuneigung zu Tasso, und doch kann sie nur für einen Augenblick von ihrer bisherigen klaren Selbstbeherrschung abweichen. Im nächsten schon erkennt sie

den Fehler ihrer Unschuld und Harmlosigkeit. Wir dürfen nicht etwa denken, sie besinne sich darauf, daß sie Prinzessin sei und Tasso nur ein armer Edelmann: so kleinlich denkt sie nicht. Nein, sie hat stets nur ein ideales Interesse, eine edle Freundschaft für Tasso gefühlt. Mit richtigem Blick durchschaut die Gräfin (III, 3) dieses ihr Verhältniß zu dem jungen Dichter:

„Du mußt ihn haben, und ihr nimmst du nichts;
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich;
Sie leuchten, wie der stille Schein des Monds,
Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud umher."

Wäre die Prinzessin das wahrhaft liebende Weib, so würde sie nicht, ähnlich einer mütterlichen Freundin, zu ihm sprechen (II, 1):

„Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns, durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will."

Eine Geliebte spricht nicht so. Daß sie übrigens, trotz ihrer Selbstverleugnung und edlen Sitte, in der Aeußerung ihrer Zuneigung zu Tasso zu weit geht, macht sie uns um so liebenswürdiger. Hat sie aber in dieser Hinsicht nicht ein ähnliches Schicksal wie Antonio, der auch, trotz aller Selbstbeherrschung und Sitte, leidenschaftlich losfuhr gegen den jungen Dichter? — Auch die

Besten entgehen nicht dem Verhängniß; der böse Feind lauert zur Seite und benutzt einen unbewachten Augenblick.

Schließlich dürfen wir die edle Bescheidenheit nicht übersehen, mit der Eleonore uns entgegentritt. Sie ist gescheut und belesen, weiß in philosophischen und politischen Dingen Bescheid; aber sie freut sich mehr zuzuhören und die Gespräche der Männer zu verstehen, als selbst die Geistreiche zu spielen und souveräne Kritik zu üben.

Das Verhältniß zwischen Tasso und der Prinzessin war gewissermaßen schon vorgebildet in der Liebe Werther's und Lottens, nur daß sie bei beiden leidenschaftlicher auftrat und Werther nicht wie Tasso die künstlerische Studie im Auge hatte, die für den jungen Dichter die Möglichkeit der Befreiung von der Gewalt der Liebe in Aussicht stellt. Lotte liebt als die Freundin und ebenso warm, ja weit erregter als die Prinzessin. Sie möchte Werther um keinen Preis entbehren, selbst einer Freundin ihn nicht gönnen, was doch die Prinzessin der Gräfin gegenüber thut. Wir haben die Scene im Auge, wo Werther gegen den Willen Lottens diese kurz vor Weihnachten aufsucht und aus Ossian vorliest. Nach dem Lesen folgt eine Situation, die mit der leidenschaftlichen Scene im 5. Acte des Tasso zwischen diesem und der Prinzessin sehr viel Aehnlichkeit hat, nur daß Lottens Empfindung weit stärker, als diejenige der Eleonore ist. Die Hauptstelle lautet: „Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung

zu ihm und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen. Werther! rief sie mit erstickter Stimme, sich abwendend, Werther! und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen; Werther! rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühles. Er widerstand nicht, ließ sie aus seinen Armen, und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letzte Mal, Werther! Sie sehn mich nicht wieder. Und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu." — Wir überlassen es dem Gefühle des Lesers, ob er diese Stelle der realistischen Jugendpoesie Goethe's oder die idealer gehaltene im Tasso vorzieht. Uebrigens mache ich noch auf die Worte Lottens aufmerksam, die sie den Sonntag vor Weihnachten zu Werther sagt; sie klingen ganz ähnlich wie am Schluß des Tasso die Worte Antonio's: „Mäßigen Sie sich! O warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich-haftenden Leidenschaft für alles, das sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie, mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergötzungen dar? Seien Sie ein Mann!"

Wir kehren zu unserem Drama zurück und betrachten den Charakter des Alphons. Alphons ist der ächte Mann und der wahre Fürst, der sein festes Centrum in sich hat und niemals den Gleichmuth verliert. Doch wollen wir nicht leugnen, daß er etwas zu abstract-ideal

gezeichnet ist. Durch Alphons wird die Handlung des Stückes in Bewegung gesetzt; er ergreift die Initiative und steckt das Ziel fest, um das sich Alles im Drama dreht, nämlich Tasso der Einsamkeit zu entreißen und in's Leben einzuführen. Dieses sein Ziel wird (I, 2) klar motivirt:

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken, Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen, sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen, ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann."

Dieser ideale Zweck wird zunächst von der Schwester ergriffen, indem sie Tasso vor der einseitigen Versenkung in das Gemüth warnt und ihm empfiehlt, sich Antonio anzuschließen. Antonio selbst aber erhält nach dem Streit mit Tasso von dem Fürsten die Mahnung (II, 5):

„Wenn Männer sich entzweien, hält man billig
Den Klügsten für den Schuldigen. Du solltest
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten stünde
Dir besser an."

Aber auch die lebensfrohe und heitere Gräfin gehorcht dem Winke des Fürsten und unterzieht sich der pädagogischen Aufgabe. Sie nimmt Tasso scharf in's Verhör und zeigt ihm als ächte Freundin seine Schranke und sein Ziel (IV, 2):

„Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von andern dichtest, leider dichtest du

In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwei zu reißen, daß du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest."

Alphons selbst spricht wie ein Freund und Vater zu dem Jüngling. Er bezeichnet ihm schärfer und tiefer als die Andern die Schranke seines einseitigen Gefühls- und Phantasielebens (V, 2):

„Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen. —
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert."

Und am Schlusse dieses Gespräches sagt Alphons:

„Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern, ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen."

Alphons denkt an Andere und lebt für Andere. Er macht den Ausspruch Goethe's im Wilhelm Meister (VIII, 10) zur Wahrheit: „Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und andere thun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen." Unparteiisch steht Alphons über den Streitenden und giebt Jedem das Seine, Lob und Tadel. Tasso muß wegen der Herausforderung im Palaste auf seinem Zimmer bleiben,

Antonio aber wird, wenn auch in gütigster Weise, darauf aufmerksam gemacht, wie er eigentlich hätte verfahren sollen. Alphons fragt in Staatssachen nur Antonio; aber er ehrt seinen Dichter und sagt in Bezug auf ihn das schöne Wort (V, 1):

„Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt;
„Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei."

Die Selbstverleugnung, welche den Fürsten so wohl kleidet, zeigt Alphons in der Beistimmung zu den Worten der Prinzessin (I, 2):

„Und wenn die Nachwelt mit genießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen."

Die fürstliche Geduld und Langmuth spricht sich ebendort in dem Satze aus:

„Und da man alles üben muß, so üb ich,
Weil ers verdient, an Tasso die Geduld."

Und am Schlusse dieses Gespräches sagt er gutmüthig, wiewohl er Tasso vorher wegen seiner Vereinsamung getadelt hatte:

„Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In seinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln!"

Nicht gefallen will mir die Stelle (I, 2), wo Goethe den Fürsten zur Gräfin sagen läßt:

„Und haben wir uns wieder ausgesprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es lustig
In unsern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich sie suche, gern begegnen mag."

Alphons ist viel zu abstract-ideal gehalten, um einen solchen Wunsch zu äußern. Und geradezu flau klingt es, wenn er auf die Worte der Gräfin „wir wollen freundlich durch die Finger sehen“ erwiedert: „Dagegen wißt ihr, daß ich schonen kann.“

Vergleichen wir zuletzt noch unser Drama mit dem ersten Theile des Faust, so eröffnet sich eine interessante Parallele. Faust's tiefe Sehnsucht galt der Natur und der ihr verwandten Liebe. Damit geht Hand in Hand das Streben nach Wahrheit, nach einer befriedigenden Weltanschauung. Der Ausgangspunkt Tasso's ist ähnlich wie bei Faust: das Versenken in die Einsamkeit der Natur und die Begeisterung für ein edles Weib. Beiden aber soll er lernen sich zu entziehen, und als die höhere Stufe zeigt sich die Freundschaft, welche zu dem Ertragen der Collisionen des Lebens die Hand reicht. Die Freundschaft erscheint im Faust in dem verdächtigen Lichte des Mephisto, wiewohl dieser zu Faust ähnliche Wahrheiten sagt, wie der fürstliche Kreis zu Tasso. Ich erinnere nur an die Stelle:

„Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt!
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Das Resultat von Tasso's Streben nach dichterischer Vervollkommnung ist sichtbar da in dem befreiten Jerusalem; es verflüchtigt sich sein Streben also nicht wie bei Faust.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so wird es vielleicht nicht zu gewagt klingen, wenn wir behaupten, Tasso sei die eigentliche und ächt poetische Fortsetzung des ersten

Theils des Faust. Dieß geht zugleich auf den Styl, der von dem Realismus im ersten Theil des Faust zur idealen Höhe des Tasso fortschreitet. Der zweite Theil des Faust hat weder den Gedankenreichthum, noch auch die durchsichtige Klarheit, den poetischen Gehalt und den edlen Styl des Tasso. Er verhält sich zum ersten Theil und zum Tasso wie eine Wachsfigur zu einer griechischen Marmorstatue oder einer Tizian'schen Venus.

Zum Schlusse unserer Darstellung wollen wir noch aufmerksam machen auf die Musik der Sprache im Torquato Tasso, die bisweilen ungesucht in Alliteration übergeht. Härten, die sogar in Hermann und Dorothea vereinzelt vorkommen, hören wir hier nicht. Goethe hat im Tasso gezeigt, daß er in der Blüthezeit deutscher Musik dichtete. Eine andere Frage ist es freilich, ob wir der realistischen Sprache im ersten Theil des Faust und dem verschmolzenenen Styl in Hermann und Dorothea nicht den Vorzug geben. Ich für meinen Theil ziehe die letzteren vor, wie ich mich auch nach dem Anhören von klassischer Quartettmusik nach Ouvertüren und Symphonien sehne. Aber trotz der abstracten Höhe, in welcher die Charaktere und die Sprache gehalten sind, erquickt und erhebt uns das unvergleichliche Gedicht, so oft wir es mit gesammeltem Gemüthe lesen. Und welche Fülle von Gedanken überrascht uns neben dem reinen und feinen Klang der Sprache!

Wenn wir in der Klasse nach der Lectüre des Tasso zur Veranschaulichung des Styles Photographien und Stiche nach Bildnissen der Venezianer, zumal Tizian's, vorlegen, so trifft die Parallele hinsichtlich des Patrizisch-Vornehmen, des Edel-Aristokratischen zu; nicht ganz aber

in Betreff der Lebensfrische und Lebenswahrheit, die bei Tizian weit energischer ist, als in Goethe's Tasso.

Wir schließen die vorliegende Schrift, deren Absicht war, die reifere Jugend in die Goethische Poesie und damit zugleich in das Leben einzuführen, mit den Worten der Gräfin (III, 2):

„Das Edle zu erkennen ist Gewinnst,
Der nimmer uns entrissen werden kann."

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.